

Biblioteka  
Toruń  
U. M. K.

149542

II

Traugott Pflü  
Geschichten  
aus der Ostmark

LB  
43



Lesebibliothek L. 48.

**Geschichten  
aus der Ostmark**

Don  
Traugott Pils



Lissa i. P.  
Oskar Eulitz Verlag  
(vorm. Friedrich Ebbecke) G. m. b. H.

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Raubreif . . . . .	3—22
2. Sehend geworden . . . . .	23—66
3. Endlose Jahre . . . . .	67—128
4. „Wie?“ . . . . .	129—146
5. Heimkehr . . . . .	147—160
6. Die Wasserfrau . . . . .	161—225

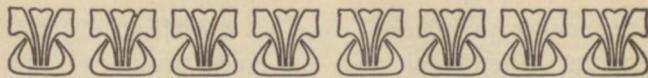
149.542

II



1

**Rauhreif**



Schon eine Woche vor Weihnachten war der Unteroffizier Waliczek nach seinem Heimatdörfchen Kurczewko beurlaubt worden. Seit drei Jahren hatte er die Heimat nicht gesehen. Bei Vorgesetzten und Kameraden war der polnische Dragoner immer beliebt gewesen; er war stets willig, gewandt und fröhlich. Mit der deutschen Sprache wurde er gut fertig und er erschien als ein gutes Beispiel, wie ein Stodpole durch seine Soldatenzeit zu einem guten Deutschen umgewandelt werden konnte. Im dritten Jahre hatte Waliczek „kapituliert“, war Unteroffizier geworden und galt als der beste Reiter bei den Dragonern in Gnesen.

Gemächlich schlenderte der Unteroffizier, an der üblichen Zigarette kauend, über die hart gefrorene Straße, oft mit der Fußspitze an die zu beiden Seiten der tief ausgefahrenen Gleise überragenden Erdhöcker anstoßend, daß laut die Sporen klirrten. Schief saß die weiche blaue Mütze auf dem linken Ohre, und die bequeme Vitewka beengte nicht den Waffenlosen.

Halb neugierig, halb gleichgültig streifte sein Blick die wohlbekanntesten polnischen Hüttlein und Häuslein, die in einer Entfernung von dreißig, vierzig Metern

boneinander zu beiden Seiten des ungepflegten Weges standen. Nichts hatte sich an ihnen verändert, nur sahen sie vielleicht noch etwas schlechter und verfallener aus, und noch mehr vernachlässigt als sonst. Mehr als zwei Fenster hatte der Erbauer keiner der einstöckigen Hütten zugebilligt; je eins schaute zu beiden Seiten der klapperigen Haustür mit blinden und zerbrochenen Scheiben trübseelig in die kalte Winterwelt, und hier und da stand auch eine Hütte mit nur einem Fenster, kaum ein Meter im Geviert groß, wo noch Sackleinwand und Pappe einen Teil der herausgefallenen Scheiben ersetzten. Zuweilen fand sich an der Rückwand der Häuser noch ein Lustlöchlein, ein kleiner Ausguck, kaum wie ein Kinderkopf groß. Die meist aus Lehmfachwerk mit wurmföchtigen Balken oder ganz aus Lehm gebauten Hütten deckte ein schadhaftes Pappdach oder ein altert graues, mit grünem oder braunem Moose bewachsenes Strohdach.

Der Dragonerunteroffizier dachte, daß seine Reiterkaserne viel schöner sei, und daß die polnische Gutsherrschaft kein Geld oder keine Lust oder wahrscheinlich alles beides nicht habe, um den Arbeitsleuten bessere Wohnungen zu bauen. Nicht lange wohl würde es dauern, dann verkaufte der Herr an die Ansiedelungskommission, und dann zog neues, frisches Leben hier ein.

Waliczel steckte sich eine neue Zigarette an; die Zigarre liebte er noch nicht, im Zigarettenrauchen war er ein echter Pole geblieben.

Nun war er an den etwa zwölf Hütten des

Dörfchens vorbei, aber er ging weiter, nach dem Kiefernwalde zu, dessen Rand, etwa eine Viertelstunde von Kurczewo entfernt, einen dunkelgrünen Streifen bildete, der sich scharf von dem grauen Winterhimmel abhob.

Dicht am Walde, auf einem sandigen Hügel, lag das Häuschen des Bauern und Abbauers Wladislaus Patelski; auf dieses Haus schritt Waliczek zu. Eben wollte er die Tür, die nur noch in einer Angel hing, öffnen und in das alte Lehmgerümpel eintreten, als ihn eine Stimme, die ihn bei seinem Vornamen rief, innehalten ließ. Er sah sich um und erblickte am Waldrande, in naher Entfernung, den, den er suchte, nämlich seinen Freund Franz Seidler.

Langsam, mit schlaffen Schritten, kam die große, kräftig gebaute Gestalt auf den Dragoner zu. Ein paar müde, gleichgültige Augen blickten unter dem schmutzigen schwarzen Filzhute hervor.

„Guten Morgen, Franciszek, wie siehst du denn aus,“ lachte der Dragoner. „Dir wär's auch besser gewesen, du wärst Soldat geworden. Schlecht tust du, sagt der Doktor. Aber hast du doch ein polnisches Mädchen sehen können, und hast du so lange gekuckt, bis du geheiratet hast. Sie haben's mir schon erzählt von dir — o bist du dumm, bist du dumm!“

Ein schmerzlicher Zug ging über das Gesicht des Deutschen.

„Tatwohl war ich dumm. Dumm bin ich gewesen und dumm werde ich bleiben. Sag' du mir's nur auch noch, was ich lange weiß . . .“

„Nu, nu, laß man, alter Franciszek. Wir wollen doch gut miteinander bleiben! Ich vergeß' dir doch nicht, wie du mir immer geholfen hast, wenn die andern deutschen Jungens mich verhauen wollten. Nun bin ich deutsch geworden, und du bist geworden polnisch. Hast polnische Frau, polnischen Schwiegervater, und hast auch schon ein polnisches Kind?“

„O ja, o ja,“ sagte Seidler, „bald das zweite.“

„Jesses,“ lachte der Dragonerunteroffizier. „Wie kamst du an das Mädchen und die Kinder? Mußt du erzählen.“

Und der arme große Kerl erzählte seine Leidensgeschichte.

Elternlos schon in früher Jugend, diente Franz Seidler als Knecht bei dem polnischen Gutsbesitzer. Sein Freund Leo wurde Soldat, er selbst blieb zu Hause wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit; und nun fühlte er sich so einsam, so verlassen. Selbst die vier mageren Pferde seines Gespannes und seine lange Peitsche, die bis jetzt den Hauptinhalt seines Daseins ausgemacht hatten, konnten ihn nicht mehr über seine Verlassenheit hinwegtrösten. Sein Freund Waliczek hatte ihm oft geraten, in die Stadt zu gehen, in den Dienst eines deutschen Herrn zu treten, wo er mit Landsleuten zusammen war; aber es fehlte dem guten Franz an Entschlußfähigkeit, sich aus den von Jugend auf gewohnten Verhältnissen los zu machen.

Und dann kam in einem schönen Frühling die kleine schwarze Bronislawa auf den Hof. Die Maiabende waren so warm und lieblich, und die braune Polin schaute so verliebt nach dem großen deutschen

Knecht. Franz fühlte sich bald nicht mehr einsam, und im Herbst wurde schnell geheiratet, weil doch schon bald nach Weihnachten Taufe sein sollte.

Das Kind wurde natürlich katholisch getauft; das hatten sie dem Propst bei der Trauung versprechen müssen.

Der arme Franz fügte sich in alles; er hatte ja einen so sehr großen Schreck bekommen darüber, daß er schon Vater eines kleinen Mädchens mit blauen Augen war. Das hätte er nie für möglich gehalten.

Ebenso natürlich war es, daß Franz auf Wunsch der Schwiegereltern seine Stelle auf dem Gute aufgab und in die Hütte des alten Patelski einzog. Hier herrschten von nun an seine schwarze Bronislawa und der alte polnische Bauer über ihn. Vor dem Alten hatte er noch mehr Scheu als vor seiner Frau. Die alte Mutter Patelski war meist still und ließ alles gehen; auch sie fürchtete sich vor ihrem Wladislaus, wenn er in seinem weißen Schappelze und mit seiner viereckigen polnischen Mütze wie ein ungebändigtes Tier im Hofe umhertobte und die greulichsten polnischen Schimpfreden ausstieß, beherrscht vom Geiste des wie gewöhnlich reichlich genossenen Schnapses. Nach dem Einzuge seines Schwiegersohnes arbeitete der biedere Wladislaus überhaupt nicht mehr. Seidler mußte mit Hilfe eines alten mageren, polnischen Schimmels den dünnen Sandboden bestellen, beackern und abernten. Der Alte beschäftigte sich hauptsächlich mit Schnapstrinken und Schimpfen. Die beiden Frauen besorgten die geringe Hausarbeit. Im Herbst wurde es schlimmer. Franz wurde

immer willenloser, gleichgültiger und schlaffer, so daß er nicht den Mut fand, gelegentlichen Püffen und Ohrfeigen seines Schwiegervaters Widerstand entgegen zu setzen. Bronislawas Zärtlichkeiten hatten nach der Geburt des schwarzhaarigen Mägdeleins bedeutend nachgelassen; sie schien in ihrem Franz nur noch den Knecht ihrer Eltern zu sehen.

Geld bekam der arme Kerl nicht in die Hände; er mußte nur arbeiten und immer wieder arbeiten. Aber was sollte er dagegen machen. Er war der Kleinen Bronislawa doch immer noch so gut, und weglaufen von Weib und Kind — das war sündhaft. Lieber leiden und arbeiten. Und dann, das alte Ekel, der Wladislaus, konnte doch nicht ewig leben; dafür würde der Schnaps schon sorgen. Die Hände zitterten dem Alten immer so, und oft schnappte er nach Luft, grade wie ein Frosch, den Franz mal aus Bersehen getreten hatte, und der auch gleich darauf gestorben war. Also ruhig aushalten und recht viel Schnaps für den alten Satan holen. Natürlich zwangen sie den Deutschen auch, polnisch zu sprechen; die Alten verstanden ja auch gar kein Deutsch. Sie hätten sich lieber zu Tode quälen lassen, als daß ein deutsches Wort über ihre Lippen gekommen wäre. Franciszek lernte aber das Polnische sehr bald.

So war aus dem großen deutschen Pferdebur-schen der Knecht und Leibeigene eines alten, schnaps-tollen, faulen, verarmten, polnischen Bauern geworden, und so fand ihn sein Freund, Leo Waliczek, der den umgekehrten Weg gegangen war.

„O, o, armer Franciszek,“ bemitleidete der Dra-

goner oft seinen Freund, während der bruchstückweise vorgebrachten Erzählung. „Laß doch das Mädel laufen und schlag' den alten Hund auf den Kopf. Was bist du dumm!“

Frisch und fröhlich lachend, schüttelte der muntere Soldat im Übermute eine Kiefer, die mit weißem Raufreif über und über bedeckt war. Und der Reif fiel auf seinen trübselig dastehenden großen Freund Franz, und als ein weißes Jammerbild stand er da, unbeweglich. Und wie er keine Lust und Kraft hatte, den Raufreif seiner verunglückten letzten Lebensjahre abzuschütteln, so war er auch zu lässig und gleichgültig, den Schnee von Hut und Kleidern abzuschütteln; weiter ging er mit seinem Begleiter in den Wald hinein.

Der Unteroffizier erzählte ihm nun lustige Geschichten aus der Stadt, von seinem frischen Soldatenleben, von gutem Bier und fröhlichen Abenden, von lustigen Mädeln, die nicht immer gleich geheiratet sein wollten, — aber das machte den großen Franz immer nur noch trübseliger, und der andere konnte ihm den rechten Weg auch nicht zeigen, wie er aus seinem Elend loskommen sollte. Denn bei seinem beschränkten Verstande und bei seiner angeborenen Gewissenhaftigkeit dachte Seidler nicht an ungesegliche Wege.

„Nun kehre mal um, alter Franciszek. Ich muß doch mal deine Bronislawa sehen, wie sie jetzt aussieht, und dein Kind. Wie heißt es denn?“

„Pelagia haben sie's getauft.“

„Siehst du, ist auch ein polnischer Name. Hast du alles fein, siehst du. Nun komm.“

Die beiden Freunde gingen durch den Kiefernwald zurück, und wenn der Große die herabhängenden Zweige streifte, fiel der Krauhreif auf ihn. Der Kleine drehte und schlängelte sich unter den Zweigen hindurch und ging frei aus.

Franz führte den Dragoner in das Haus des alten Patelski. Im Flur flogen dem Reiter ein paar erschrockene Hühner an den Kopf, die auf einer Stange dicht unter der niedrigen Decke saßen, neben der morschen Treppe, die auf den flachen Boden führte, wo Heu, Stroh und altes Hausgerümpel aufbewahrt wurden.

Die Stubentür, die rechter Hand in die Wohnung des alten Schwiegervaters führte, war mit altem Zeitungspapier und Heiligenbildern beklebt; man sah so nicht die vielen Risse und Löcher in dem uralten Holze.

Anarrend ging die Tür auf, aber des Dragoners Ohr vernahm auch noch andere Töne, genau wie das Grunzen eines Schweines, und seine Nase fing einen Duft auf, der nicht an Pferdestall erinnerte und auch nicht an Menschenwohnung. In der einen Stubenecke, am verräucherten, aus Lehm und Ziegelsteinen errichteten Herde mit dem breiten Rauchfang, saß der alte Patelski in seinem schmutzigen, gelblich-weißen Schafpelze, mit einer großen, spitzen, schwarzen Lammfellmütze auf dem

Kopfe. Die alte Mutter Patelski, eine dürre, zahnlose Unke, wusch einiges Eßgeschirr in einem hölzernen Eimer auf.

Nach der Begrüßung in polnischer Sprache musterte der Unteroffizier die elende Stube und fand, daß noch alles so aussah wie früher. Noch stand der verstaubte Heilige in der Ecke auf dem wackeligen Tische, und der viel gebrauchte Rosenkranz hing an seinem Halse, und die billigen Heiligenbilder mit den grellen Farben zierten die schlecht gefalkten, verräucherten Wände wie einst. Aus dem kleinen Fenster waren noch zwei Scheiben mehr herausgefallen und durch dickes Papier ersetzt, so daß stets ein gemüthvolles Halbdunkel in dem Gemache herrschte, das zugleich Bohnzimmer, Schlafkammer, Küche, Vorratskammer und Aufenthaltsort der Hühner war.

Der Dragoner unterhielt sich lustig mit der polnischen Familie, wies aber den angebotenen Schnaps zurück.

„Dürfen wir nicht trinken; mag ich auch nicht mehr trinken. Trinke ich nur Bier.“

Dann machte sich die Alte an dem Bette zu schaffen, das in einer Stubenecke stand. Sie hob die schmutzige Federdecke und nahm von dem wohl seit Sommerzeit nicht gewaschenen groben Bettlaken einige runde Brote, noch ungebäcken. Sie hatte den geformten Brotteig in die lieblich duftende und dunstende Bettwärme gelegt, damit er besser aufgehen sollte. Das fertige Brot wurde dann zur Abkühlung auf den feuchten Lehmfußboden gelegt, wenn auch dort

eben erst die Hühner ihre Erinnerungszeichen hinterlassen hatten.

Bater Batelski setzte während der Unterhaltung seine geliebte Schnapsflasche oft an den Mund, so daß sich sein schlaffes, aufgedunsenes Gesicht immer mehr rötete. Seidler stand gleichgültig und gelangweilt in einer Ecke und rührte mit der Fußspitze in einer trüben, übelriechenden Flüssigkeit umher, die durch eine Ritze der in einen Nebenraum führenden Tür gesickert war. Von dort her ertönte jetzt wieder ein vernehmliches Grunzen, und als der Dragonerunteroffizier das Türchen öffnete, fand er in dem kleinen Raume, der in anderen ähnlichen Hütten als Vorratskammer zu dienen pflegte, ein großes, vergnügtes Mutterschwein mit acht niedlichen Ferkeln, die schmazend und quiekend an ihrer Mutter ihrem Selbsterhaltungstriebe huldigten. Sie gediehen offenbar in dem dichten Stroh und in der dunstigen Wärme.

Auf seine lachende Frage erfuhr der Dragoner, daß der eigentliche Stall vor einem Jahre eingestiegen sei und seitdem die Schweinefamilie diesen Nebenraum der menschlichen Wohnstätte als Lustschloß angewiesen erhalten hatte. Das war dem in polnischen Verhältnissen allerdings aufgewachsenen, aber jetzt an bessere Zustände gewöhnten Soldaten denn doch zu viel. Er entwich dem lieblichen Dufte, große Wolken aus der Zigarette paffend, und ging mit dem langen Franz hinüber in dessen Wohngemach, links von der Haustür gelegen. Hier sah es nicht viel anders aus, nur hörte der Dragoner Kin-

dergeschrei statt des Quielens der Ferkelchen, und die am Herde hängenden Leinenlappen verrieten ihre Bestimmung durch mehr stechenden als lieblichen Duft. Hier schaltete also die stark gerundete, schwarzbraune Bronislawa. Sie warf dem eintretenden Dragoner einen feurigen Blick zu und war bald mit ihm in einer scherzhaften Unterhaltung begriffen. Der lange Franz stand in sehr törichter Verfassung daneben und machte ein Gesicht, aus Schwachheit, Hilflosigkeit, Verliebtheit und Dummheit zusammengesetzt. Leo machte sich weiterhin bei der niedlichen Frau beliebt, indem er das Kind aus dem Korbe nahm, es umholte hin und her schwenkte und dabei erklärte, es sähe ganz polnisch aus, ebenso wie die Mutter. Schließlich wurde es ihm aber langweilig, und er sagte, er wolle nun wieder gehen, Franz solle ihn noch begleiten. Die zierliche Bronislawa aber legte die Hand auf den Arm ihres Gatten, warf ihm einen sehr bösen, nachdrücklichen Blick zu und gebot ihm zu bleiben.

„Armes Tier,“ sagte der Dragoner auf deutsch zu seinem Freunde, und ging sporenklirrend über den harten Lehmfußboden zur wackeligen Tür hinaus.

Draußen piff er einen fröhlichen Reitermarsch; sein Blick freute sich an den bereiften Zweigen, die jetzt im Glanze der Sonne glitzerten, die durch den Nebel und durch die Wolken gedrungen war.

Und er dachte, wie gut es doch war, daß er aus diesem Schmutz und Glend für immer heraus war, und es gelüstete ihn, seinen Urlaub freiwillig

abzukürzen, denn es hielt ihn nichts mehr in seiner Heimat, nichts mehr in der kümmerlichen Hütte seiner Eltern, die auch für sein feckes, offenes Wesen kein Verständnis hatten.

Planlos schlenderte Waliczek über das hart gefrorene, grobschollige Feld, aus dessen unregelmäßigen Furchen dünne Roggenstoppeln hervorragten, als letzter Rest eines traurigen Bestandes und einer kümmerlichen Ernte, denn es war sandiger Lehm und lehmiger Sand, schlecht beackert und nachlässig bestellt. Keine tiefen Furchen konnte Patelskis verhungertes Schimmel mit dem alten klapperigen Pfluge ziehen, und immer fehlte es an Dünger, den das Schweinchen und die beiden mageren Kühe nicht hinreichend liefern konnten.

Nach einer Viertelstunde kam der Soldat aber auf besseren Acker; leidlich guter Boden war hier, fleißig bearbeitet und gut gedüngt; kräftig stand hier die kurze, blaßgrüne Wintersaat. Deutschen Ansiedlern gehörten diese Felder. Aus dem ungastlichen Rußland und aus Westfalen waren die deutschen Bauern vor einigen Jahren gekommen; für billigen Zins waren ihnen die Felder übergeben, und feste, wohnliche Häuser hatten sie sich gebaut. Bald stand der Unteroffizier vor der Besichtigung eines solchen Ansiedlers. Aus roten Ziegelsteinen war das Wohnhaus gebaut; viele lustig blinkende Fenster lachten darin, und ein dauerhaftes schwarz-weiß-rotes Ziegeldach deckte das Haus. Braungestrichen glänzte die Haustür, und über ihr stand mit schwarzen Buchstaben im weißen Felde gemalt, ein frommer Spruch:

„Mit Gott ward dieses Haus gebaut.  
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.  
Drum Gott vertraut und aufgeschaut!“

Hinter dem Hause dehnten sich die langen Stallgebäude und die Scheunen, aus Feldsteinen und Ziegelsteinen gebaut, mit schwarzem Pappdach gedeckt, und zwischen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden lag der saubere Hof.

Der Unteroffizier freute sich über diese neu entstandene kleine Welt und empfand dunkel den Segen, der von denen ausging, denen das karge Land solches zu verdanken hatte. —

Aus dem Pferdestalle, in dem zwei glänzende, gut genährte Rappen standen, kam der Sohn des Bauern. Ein paar Sekunden lang beobachtete er den Soldaten, dann rief er laut und freundlich:

„Guten Tag, Kamerad!“

Waliczek kannte den Ansiedlersohn Karl Markmann nicht, aber er erwiderte den fröhlichen Gruß und betrat das Gehöft. Ein Anknüpfungspunkt war bald gefunden. Markmann erzählte, daß er bis zum Herbst beim ersten Garderegiment zu Fuß gedient habe, und der große schlanke Junge freute sich unendlich, nach langen Monaten wieder eine Uniform zu sehen und mit einem Soldaten zu sprechen, wenn es auch ein „Herr Unteroffizier“ war, was er bei seinem ersten Aufrufe nicht gleich bemerkt hatte. Waliczek mußte versprechen, ihn bald länger zu besuchen. —

Weihnachten verging, und Neujahr, und der



lange, finstere Januar, und der große Franz lebte sein trauriges Leben weiter. Arbeit gab's jetzt nicht viel, und meist hockte er wie ein Uhu in einer Ecke der dunstigen, mit Torf und Reisig geheizten Stube. Wenn das Holz verbraucht war, wurde er in den Kiefernwald geschickt und mußte eine neue Tracht abgebrochener, trockener Zweige holen.

Bronislawa wurde nicht freundlicher; sie zankte viel mit ihm und puffte ihn, wo er ging und saß und stand. Der alte Patelski schimpfte ihn und lästerte über das „deutsche Hundebhut“, das er nun in seinem Hause füttern müsse, und doch sei der faule Mensch zu nichts nütze. Keinen Bissen gönnten sie ihm. Jeden Tag dachte Franz daran, davonzulaufen. Aber es fehlte ihm an jeder Willenskraft. Er wußte nicht, wohin, er war vollständig hilflos und widerstandslos in den Händen der polnischen Familie.

Im Februar, als die Tage etwas länger, heller und freundlicher wurden, und stundenweise am Mittage die Winter Sonne schien, trieb es ihn oft hinaus in den Kiefernwald. Stumpf und gleichgültig schlenderte er hier umher, oft bis zum Abend. Oft starrte er viertelstundenlang mit den kurzichtigen Augen in das bunte Farbenspiel, das die untergehende Sonne am Himmel zeichnete. Oder er brach Stücke von der dicken Kiefernrinde und schnitzte mit seinem Taschenmesser Figuren daraus, Kähne, Scheiben, Ringe, Buchstaben, wie er es in seinen Knabenjahren getan hatte. Achlos warf er gleich darauf die Spielerei fort. Minutenlang betrachtete er dann wieder eine

moosige Stelle auf dem sandigen Waldboden, und er trakte mit seinem Stocke die trockenen Kiefernadeln zusammen. Wenn er etwas Bestimmtes dachte, so waren es die Gedanken an die Zeit, da er noch in schnellem Trabe mit seinen vier Ackergäulen über Feld und Wiese, über Straßen und Feldwege rasselte und den Pferden die lange Peitsche um die Ohren schwang. Aber die Zeit konnte nicht wiederkommen, wo er seine regelrechte Arbeit und gute Kost hatte. Wenn sie ihn auch schalteten, die Patelskis, sie ließen ihn doch nicht wieder fort.

Und er mußte doch auch bei seinem Kinde bleiben; er besann sich dunkel auf ein paar Bibelsprüche von der Schule her, wo von solchen Pflichten die Rede war.

Einmal traf er an einem Sonntage mit Karl Markmann zusammen, der fröhlich, im Sonntagsanzuge, mit brennender Zigarre im Walde umherstreifte. Wie beneidete Seidler diesen frischen Jungen, der nicht viel jünger war als er, um sein Aussehen, um seine Fröhlichkeit, um sein Heim, um seine Arbeit, um seine Eltern. Hätte er doch auch Soldat werden können, dann wäre es ihm vielleicht besser gegangen; er hätte sich nicht in das polnische Frauenzimmer vergafft, — ja, die war an allem schuld. Er fühlte, er fing die kleine schwarze Bronislawa an zu hassen, sie, die ihn nur berauscht und übertölpelt hatte. —

Auf freundliche Fragen antwortete er dem Anstieblerssohne nur kurz und mürrisch. Aber der ließ

nicht nach, ihm freundlich zuzureden, denn er kannte das traurige Schicksal seines Landsmannes nur zu gut, und er meinte es wohl mit ihm.

„Fahre doch nächsten Sonntag mit in die Stadt. Wir gehen erst in die Kirche, und dann gehen wir zum Fzig Fuchs und trinken ein gutes Glas Bier.“

Franz antwortete ausweichend.

Er schämte sich zu sagen, daß er keinen anständigen Anzug hatte, daß er keinen Pfennig Geld bekam. Und in seine Kirche durfte er überhaupt nicht gehen, das erlaubten die Patelskis nicht, denn die gingen in die andere Kirche.

Schließlich gab Markmann seine Bemühungen auf und verließ kopfschüttelnd den Wortkargen.

„Mit dem nimmt's kein gutes Ende,“ dachte er auf dem Heimwege. —

Eines Tages war der alte Patelski seinem Schwiegersohne nachgegangen, da sein langes Ausbleiben aufgefallen war. Ein tolles Schimpfen und Fluchen im Walde hob an. Den Stock nahm der Alte dem Jungen weg und schlug den großen Menschen mit wuchtigen Hieben und unter lautem Schelten über den breiten Rücken. Und der schwache Mann duldete es ruhig in seiner jämmerlichen Hilflosigkeit und ausgehungerten Willenlosigkeit. Wie ein Hund wurde er von dem alten Greuel dann nach Hause gejagt.

Nach einigen Tagen trieb es den armseligen Menschen wieder in den Wald. Die endlosen grauen Kieferreihen paßten zu seiner Stimmung, zu seinem

Leben, zu seiner Zukunft; grau und langweilig reihete sich ein Tag an den andern, freudlos und kümmerlich.

Wieder kam der Peiniger hinter ihm her, und dieselbe Prügelzene wiederholte sich. Da warf sich der große, arme Teufel lang auf den Waldboden und weinte bitterlich, während der alte Pole blind und wütend auf ihn los schlug. Dann mußte er aufstehen, und mit Fußtritten wurde er in die elende Hütte gekehrt, wo ihn die mürrischen, verkniffenen Gesichter des alten Weibes und der Bronislawa empfingen.

Eine schlaflose Nacht verbrachte er; stöhnend warf er sich in dem engen, schmutzigen Bette umher, aber doch vorsichtig, um die schlafende Bronislawa nicht zu wecken. Gewaltig hatte der Nachmittag im Walde seinen schwachen Sinn erschüttert.

Am nächsten Tage schien wieder hell die Februarsonne, und im herrlichsten winterlichen Rauhereif lachten die Felder und der Kieferwald. In einem unbewachten Augenblicke schlich sich der große Franz aus der elenden Dunsthütte heraus und lief schnell in seinen einsamen Wald.

In der schlaflosen Nacht war es klar in ihm geworden; klar sah er nun, was ihm noch zu tun übrig blieb; so klar sah er's nun, wie die Winter-sonne über ihm gleißte und auf den bereiften Zweigen glitzerte. Aber er wollte nicht warten bis zum Abend, sonst kam der Alte wieder. Was schadete es denn auch, wenn es die Sonne sah?

Mit stumpfer, wilder, verbissener Entschlossenheit suchte sich Franz Seidler eine niedrige, starkstämmige Kiefer aus.

Den starken ledernen Leibriemen schnallte er los.

Und bald hing der große, starke Franz starr und still an der Kiefer, über und über mit weißem Raureif bedeckt, auf dem die Winter Sonne glitzerte.



Sehend geworden



Zehn Uhr schlug das dünne Glöcklein in dem zierlichen, spitzen Kirchturme, und gleich darauf erklang zusammen mit einer volleren Glocke ein eiliges, unruhiges Geläute, das in seiner anspruchslosen Schüchternheit nicht sehr weit über die Grenzen des Hügels drang, auf dem das Kirchlein stand. Wer an den Enden und in den Ausbauten des kleinen Landstädtchens wohnte, das in bedürfnisloser Stille an der Heerstraße lag, der vernahm nur bei tiefster Sonntagsstille, klarster Luft und absichtlichem Lauschen den flüchtigen Schall der ehernen Gottesstimmlin.

Die vielen Pferde, die vor den zahlreichen Wagen auf dem am Fuße des Kirchberges liegenden Platze standen, spitzten die Ohren und horchten gern auf die bekannten Glockenschläge des Sonntags; sie waren es gewohnt, hier während der Stunde des Gottesdienstes unangebunden und unbeaufsichtigt zu warten, und nur selten brachte ein Neuling, oder ein Fohlen, das noch nicht lange im Frondienste war, einige Verwirrung und Unruhe in die Wagenreihen.

Von zahlreichen Dörfern, Einzelgehöften und Ansiedelungen kamen allsonntäglich die eingeborenen

deutschen Bauern, die westfälischen und deutsch-russischen in das Städtchen, zum Gottesdienste, zu allerlei Einkäufen, aber auch einige zu stundenlangem Wirtshausbesuche. Auf bösen sandigen Feldwegen und auf gutgehaltenen Landstraßen kamen die verschiedenartigen Fuhrwerke gerasselt, meist leichte, billige Korbwagen oder gar Leiterwagen. Nur wenige der wohlhabenderen Bauern hatten bessere, schwarz lackierte und gut gepolsterte Kutschen. —

Berklungen war das rasche Läuten in der frischen Märzluft, nur ein leiser, flüchtiger Hall zitterte noch nach, wie wenn in der Seele die Erinnerung an ein schnell gesprochenes, freundlich mahnendes Wort noch nachklingt. Im Morgenwinde neigten sich die Gipfel der alten Kiefern, die dicht den Hügel bestanden; schon stieg frisches Märzleben in ihnen auf, das sie aus dem armen Sandboden nahmen, und neue, weiche grüne Triebe ahnten die braunrindigen Bäume.

Kirchenstillter Sonntagsfriede schmückte die armelige kleine Stadt und verließ ihr Glanz und Zierde, wie wenn sich um eine altersgraue, verfallene Mauer grünlänzender Efeu schlingt in verhüllendem Gerank.

Einige Verspäteten eilten den gelbsandigen Kirchweg hinauf und strebten vorwärts mit raschen Atemzügen, denn schon lange erklang das Eingangslieb zur laut brausenden Orgel, die von den kundigen Händen des jungen Lehrers Köhler gespielt wurde. Ein wenig spaßhaft sah er ja aus, der kleine Mann mit den großen Händen und den langen breiten Füßen an den kurzen Beinen. Vom frühesten Herbst

an, schon ehe der erste Reif gefallen war, bis in den Lerchenfrühling hinein, wenn längst die Schneeglöckchen verblüht waren, trug er auf rundem Kopfe seine wärmende, spitze gelbe Pelzmütze, die er von seinem Vater, einem wackeren westfälischen Dorfschullehrer, dankbar geerbt hatte. Und der Sohn trug in Ehren die väterliche Pelzmütze, der er wohl eine besonders wohlthätige Wirkung auf sein Gehirn zuschrieb, so daß er sich nur zur wärmsten Jahreszeit von ihr zu trennen vermochte. Ehrenvoll war der Ruf gewesen, der ihn aus seiner Heimat in die deutsch-polnische Landstadt gebracht hatte, wo er mit seiner ruhigen Festigkeit und seiner westfälischen Gründlichkeit die breitstirnigen Polenkinder mit deutscher Sprache und Sitte bekannt machen sollte. Er war kein unfehlbar tuender Großsprecher, kein Alleswischer, sondern er liebte die stille Bescheidenheit und die erfolgsbringende Sicherheit; die Kinder hatten ihn gern, und trotz seines unscheinbaren und für Kenner scherzhaften Äußeren spottete keiner über ihn. Sie wußten auch, wenn die große Hand und der lange Rohrstock vereint arbeiteten, das drang durch, und sie lernten und behielten die deutschen Wörter und fangen, von ihres Lehrers scharfem Geigenstriche mitgerissen, „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Die Wacht am Rhein“.

Die Orgel im Kirchlein liebte der kleine Lehrer ganz besonders; da kamen nicht nur die Hände zur Arbeit und zur Geltung, auch die großen Füße konnten wirken mit Liebe und Nachdruck, daß der Bass dröhnte und grollte und auch die härtestgesottenen

Schläfer in der fernsten Bankende erwachen mußten. So schloß Herr Köhler auch heute mit vollem Griff und festem Tritt das Anfangslied.

Der Pastor trat zur Liturgie an den Altar.

Die klare, tiefe Stimme ertönte ernst und eindringlich; feste Überzeugung lag darin. Die großen braunen Augen blickten leuchtend über die Schar der Zuhörer, ein wenig nach oben, zur Wölbung der Kirche. Sie leuchteten wohl, die Augen des Pfarrers, aber was vor ihnen lag, das sahen sie nur wie in trüben Nebel gehüllt, verschwommen und verschleiert; kein klares, scharf umrissenes Bild vermittelten sie dem Geiste.

Nun ergriff der Pastor ein Gebetbuch; leicht senkte er den Kopf und hielt das Buch dicht vor die Augen, denn nur so konnte er sehen und lesen. Keinem in der Gemeinde fiel das auf; schon vor zehn, zwölf Jahren, als der junge Geistliche hier seine erste Stelle antrat, mußte jeder merken, daß die warm und treu glänzenden Augen nicht viel von dem sahen, was in Nähe und Ferne sich ereignete. Trotzdem mochte es damals noch angehen, denn er erkannte die Menschen, wenn sie sich ihm auf einige Schritte genähert hatten; doch es wurde ärger und schlimmer, und jetzt zeigte nur die Stimme der Sprechenden dem Pastor an, wer vor ihm stand. Anfangs hatte er manchen Arzt um Rat gefragt, jedoch ohne Erfolg; und schließlich glaubte er sein Geschick als eine Gott wohlgefällige Buße ertragen zu müssen. Das, was Gott über ihn verhängt hatte, durch eigene oder fremde Kraft ändern zu wollen, schien ihm auf-

lehrend und vermessend. So waren denn auch heute wieder, wie schon so oft, die Leitsätze und Grundgedanken seiner Predigt:

Alles, was wir tun und lassen und denken, soll auf Gott und Christus Bezug haben, denn nur darin liegt unseres Lebens Sinn und Wert. Darum sind auch die Freuden dieser Welt eitel und nichtig, denn sie entfremden uns Gott; und auch die Arbeit dieser Welt ist unnütz, wenn sie nicht in nahen Beziehungen zur Gottheit steht. Was Gott uns Böses schickt, das sollen wir geduldig hinnehmen, denn wir haben es verdient auch ohne grobe und augenfällige Sünden.

Laut und mahnend klang die Stimme des frommen Predigers durch die Kirche, und eine leise, flüchtige Röthe überzog das hagere, bartlose Gesicht. Scharf und hell schienen die Augen zu blicken und in die fernsten Ecken der Kirche zu dringen, aber sie sahen ja nichts. Sie sahen nicht, wie dort die Kinder unaufmerksam sich neckten und stießen und dazu kicherten, wie die alte Bäuerin dort schlief und der junge Ansiedler da hinten sich behaglich in die Bankende gedrückt hatte und sich mit weltlich zufriedenem Gesichte, ebenfalls zum Schlummern anschickte. Den Mann verlangte nach anderer Kost in der Kirche, und er hatte gedacht: Was habe ich von dem vielen Entfagen und Beten, und von dem Warten auf Gottes Gnade? Wenn ich nicht arbeite, hilft mir Gott auch nicht, und wenn ich noch so viel an ihn denke, davon wird's doch noch keine vernünftige Ernte. Und wenn ich fleißig gewesen bin, will ich auch mal fröhlich sein; das wird mir der Herrgott doch nicht übel nehmen.

Und dann hub der Landmann sanft an zu schnarchen; er hatte gestern angefangen zu pflügen, und es war spät abends geworden. Er hätte gern den Sonntagsmorgen verschlafen, aber die Fahrt zur Kirche gehörte zu seinen Gewohnheiten.

Wie der Geistliche so manches nicht sah, was während des Gottesdienstes in seiner Kirche vor sich ging, so sah er auch vieles nicht, was in seiner Gemeinde sich ereignete. Die schwachen Augen drangen ja nirgend hin, und die seiner Seelsorge Anvertrauten wohnten weit und zerstreut auf zahlreichen Dörfern, Ansiedelungen und einzelnen Gehöften. Sie waren auseinandergeflogen, wie wenn leichtes Saatkorn aus der streuenden Hand des Sämannes vom scharfen Winde weit über den Acker verweht wird.

Pastor Herzog hatte auch keinen, der ihm seine Augen ersetzte. Seine jüngere, nach seiner Überzeugung viel zu lebenslustige Schwester, die sein Leben teilte, verbarg ihm nach Möglichkeit alles, was ihn hätte kränken und stutzig machen können. Sie hatte nicht tief darüber nachgedacht, aber sie hielt es für das Beste, den Bruder in seiner weltfremden Frömmigkeit dahinleben zu lassen und ihn nicht darüber aufzuklären, wie wenig Wirkung oft sein ernstes Mahnen bei der Gemeinde hatte; wie so mancher mit fleißigem Kirchengehen und oberflächlicher Mildthätigkeit und leichtthin gesprochenen frommen Schlagworten doch die Niedrigkeit und Gehässigkeit seiner Gesinnung nicht verbergen konnte; wie Klatschsucht und Verleumdung offen und heimlich in der Gemeinde umhergingen und sich einschlichen, wie unter dem sauberen Sonntagsg-

kleide oft eine lastertrübe Seele saß und ein schmutziger Sinn.

Pastor Herzog sah es nicht und vernahm es nicht; er vermeinte, nur mit Lehre und Predigt seine Gemeinde lenken zu können. Den Kranken und Sterbenden brachte er Trost, aber den Gesunden und Lebenden, ihren Freuden und Leiden, ihren Fehlern und Lastern trat er nicht persönlich nahe. —

Der Gottesdienst war zu Ende, und der kleine, rundliche Organist ließ seine Seele auf der Orgel singen mit Hilfe seiner Hände und Füße; ein gewaltiges Nachspiel von Bach brauste über die Köpfe der langsam hinauswandelnden Kirchenbesucher hin. Den Kirchberg hinab drängte sich die Schar, und die Schulkinder sprangen munter neben dem Wege zwischen den Kiefern, froh, daß sie die sonntägliche Freiheit wieder hatten. Über die hölzerne Brücke der Welna ging es, denn das Flößchen umgab fast ringsum den Kirchberg und floß dann weiter dicht am Städtchen vorüber, bis es sich breiter ausdehnte in Wiesen und sumpfiger Niederung. Dann ging's am Schulhause vorbei, das mit seinem niedrigen Dache, seinen grauen Lehmwänden und seinen grün-gelben, blinden Fenstern einem zu Unterrichtszwecken notdürftig hergerichteten Schafstalle glich. Dicht daneben stand das Pfarrhaus, einstöckig wie fast alle Gebäude im Städtchen, freundlich weiß gestrichen, mit grünen Fensterläden, von zwei gewaltigen Akazien beschirmt, die weit über das moosgrüne Ziegeldach hinwegragten.

Viele Landleute gingen zu ihren Gespannen und

fuhren im raschen Trabe nach Hause; viele zerstreuten sich in der langen, breiten, einzigen Straße der Stadt und auf dem großen Markte, um Einkäufe für die Haushaltungsbedürfnisse der kommenden Woche zu machen. Nicht wenige betraten auch die Gastwirtschaft, die dicht an dem sandigen Plage lag; vorangingen die drei Gebrüder Bäuerle von einer eine Meile weit entfernten Ansiedelung. Die Bäuerles, endlos lange, dürre Gestalten mit baumelnden Rockschößen, waren russisch-deutsche Rückwanderer, die in Ermangelung des gewohnten Wuttka den Genuß des Kartoffelspiritus pflegten, wenn auch nicht in solchem Übermaße wie die Polen. Die Urheimat von Josef, Jakob und Christian Bäuerle war das liebe Schwabenland, aus dem die Großväter ausgewandert waren; auf dem Umwege über Russisch-Polen waren die drei Enkel nun in die Ostmark gekommen.

Gottlieb Rauh, der einzige deutsche Wirt in dem Orte, schänkte mit unerschütterlichem Gleichmuth hinter dem Ladentische Schnaps und schales Flaschenbier aus; auch verkaufte er eigenartig duftende Zigarren und absonderliche Gerüche spendende Zigaretten. In Gottliebs Kramladen und Gastwirtschaft roch es überhaupt nicht nach Rosen und Veilchen, besonders nicht an Werktagen, aber das kümmerte seine Gäste wenig und ihn selbst schon lange nicht. Gottlieb Rauh war ein Biedermann größter Art, und seinen Namen trug er mit Recht; hoch ragte die gewaltige breit-schultrige Gestalt, lang hing der dicke graue Bart, einem richtigen Fußsacke nicht unähnlich, und die Beine stakten stets in hohen Wasserstiefeln. Mancher,

den der Schnaps betört und zu allzu unziemlichem Betragen verlockt hatte, mußte den ausdrucksvollen Tritt von Gottlieb Rauhs nagelbeschlagenen Stiefelsohlen auf seiner Rückseite spüren, und dazu im Genick den rauhen Griff der Rauhschen Fäuste. Auf Feilschen und Handeln ließ er sich nicht gern ein, das verstanden seine Geschäftsfreunde Gelbstein, Dattel, Elias, Kaminski, Macowial und wie sie alle hießen, viel besser. Die waren auch liebenswürdiger, und wenn vielleicht ihre Waren nicht so gut waren, so hatten sie doch mehr Umsatz als der ehrliche, grobe Rauh, den auch seine Landsleute vielfach bei ihren Einkäufen vernachlässigten.

Aber Sonntags, wenn die Ansiedler kamen, ging der Verkauf lebhaft und glatt, und Gottliebs stattliche Gattin schüttete am Nachmittage schmunzelnd die Ladentasse aus; dabei rieb sie sich langsam die Magengegend, wie sie immer zu tun pflegte, wenn ihr irgend etwas behagte.

\* \* \*

Der Pastor ging langsam den Kirchberg hinunter und näherte sich dem Pfarrhause. Auf der obersten der vier Steinfliesen empfing ihn schon seine Schwester Maria, die Fröhliche, die immer noch hoffnungsvoll mit ihren listigen und lustigen Augen in die Welt schaute und zuversichtlich und fest geradeaus ihr spitzes Näschen richtete, obgleich ihr immer näher und lauter im Ohre erklang der unholde Sang von den „schier dreißig“.

Vor dem Bruder verbarg sie fast immer ihres

Herzens natürliche Fröhlichkeit, um ihm, dem immer ernstern und freudlosen Manne, nicht wehe zu tun.

„Komm nur schnell, Hermann,“ rief sie mit heller, ein wenig scharfer Stimme, „der Ignaz Kuchta ist wieder da, und der Kasimir Grenowski und die Frau Neumann, die schreit so jämmerlich“ — —

„Hat sie wieder Unfrieden gehabt mit ihrem Manne?“

Der Pfarrer trat ein, und das alte Weib empfing ihn mit der Krokodilstränen strömenden Flut, mit der Rechten sich leidenschaftlich die Brust schlagend und mit der Linken das graue Haar raufend.

„O lieber, gnädigster Herr Pastor, gehauen hat er mich wieder, der schlechte Mensch, mit beiden Fäusten ins Gesicht“ — sie zeigte auf die bläulich-roten Wangen und auf die kupfrige Nase — „und hierhin und dahin, bis ich hingestürzt bin, und mit den Füßen hat er dann auf mir getreten, bis ich bin weggelaufen. Scheiden will ich mich lassen von ihm, nichts will ich mehr mit ihm zu tun haben. Segen Sie mir ein Schreiben auf, gnädiger Herr Pastor . . .“

Wolken von Schnapsdunst zogen aus dem eisernen Munde, aber der Pastor achtete nicht darauf und tröstete die klagende Wütende in seiner ernstern Herzensgüte und seiner frommen Ruhe. Wieviel hatten ihm August Neumann und Frau schon zu schaffen gemacht! Und das Ende der Verhandlungen war auch heute, daß er der Heulenden wiederum ein Markstück gab, ohne zu ahnen, daß sie sich schnell wieder mit ihrem August vertrug, ohne zu ahnen,

daß sie beide am Nachmittage das Geldstück einträchtig in Fuginskis Schnapspelunke vertranken. Diese Komödie wiederholte sich nicht selten.

Nun kamen Kuchta und Grenowski an die Reihe, die ihrer Abstammung und ihrem Bekenntnisse nach eigentlich zu den Schutzbefohlenen des polnisch-katholischen Geistlichen gehörten. Aber sie wärmten sich auch gern und nicht selten an der Mildtätigkeit des evangelisch-deutschen Pfarrers, und der langhaarige Ignaz, der immer noch in seinem schmutzigweißen Schafspelze einherwandelte, erhielt ein Fünfzigpfennigstück, während der verhungerte Kasimir, dessen blaßgraue Dürre schreckenerregend war, mit der tröstlichen Aussicht auf ein reichliches Mittagessen, das er sich in einer Stunde abholen sollte, entlassen wurde.

Der weiße Schafspelz verschwand schleunigst im Schnapsladen des schwarzen Elias, und nach einer Stunde kam sein Träger mit feuchtschimmernden Augen und zufriedennem Lächeln wieder heraus; etwas unsicher segelten die Beine in den schweren Schaffstiefeln über den schlammig-sandigen Markt.

Der Pastor aber ging zufrieden die schmale, dunkle, ausgetretene Treppe hinauf in seine Giebelstube, die schon die langen Jahre hindurch die Stätte seiner Arbeit, seiner Gedanken und seiner Gebete gewesen war. Da oben war es still und traulich, und niemand weiter durfte die Stube betreten außer seiner Schwester Maria.

Wenn er an das Fenster trat, so lag da vor seinen geistigen Augen — denn die körperlichen ver-

sagten — der fichtengrüne Kirchberg mit dem lieben, heiligen Gotteshause; ganz nahe tönte der Stundenschlag an sein Ohr, und das Morgen- und Abendglöcklein erinnerten ihn daran, daß mit besonders innigen Gedanken an den Schöpfer das Tagewerk beginnen und enden soll.

Bescheiden und schlicht war die Ausstattung des Zimmers. Alte Stühle, ein alter Tisch, ein altes Ledersofa aus des Pfarrers Vaterhause standen darin, und in der Ecke am Fenster ein Stehpult mit dunkelgrüner Holzplatte; nur der Schreibtisch, der der Heiligkeit wegen dicht am Fenster stand, war von neuer Art, und auch der eichene Bücherschrank, der mit theologischen Werken und Erbauungsschriften wohl gefüllt war, stammte nicht aus alter Zeit, denn der Dorfschulmeister Herzog konnte seine Bücherschätze recht wohl unter beiden Armen forttragen und gebrauchte zur Aufbewahrung keinen Schrank.

Ein wenig ermüdet setzte sich der Geistliche in seinen alten Lehnstuhl; er schloß die hellen und doch so trüben Augen und träumte. Linder Veilchenduft umschmeichelte ihn; träumte er den auch? Nein, Maria hatte in der Sonntagsfrühe in einem warmen Garteneckchen ein kleines Sträußlein gepflückt und dabei leise gesungen:

„Mädchen, wollt ihr werden wie Märzveilchen schön,  
Müßt ihr in der Märznacht still zum Walde gehn.“

Und die lieben Blauveilchen hatte sie dem Bruder dann ins Stübchen gebracht, weil sie keinen Liebsten hatte. Flüchtig mußte sie freilich beim Veilchen-

suchen an des Lehrers Köhler treuherziges, rundes Gesicht denken, und an seine wasserblauen Augen, die er, wenn er ihr begegnete, so sonderbar auf ihrem Gesicht ruhen ließ — aber das war doch zu spaßhaft. Die Pelzmütze! Man kann doch Veilchen nicht an eine Pelzmütze stecken! —

Der Duft der Frühlingsblumen wehte dem Träumenden Erinnerungen zu. Wie oft hatte er als Knabe im Grase unter den Obstbäumen des väterlichen Gartens blaue Veilchen gesucht, besonders am frühen Morgen, und sie dann der guten Mutter, die gern lange schlief, aufs Bett geworfen.

Dicht am Ufer der Saale lag das heimliche Dorf, ganz in Baumgrün und Buschwerk versteckt, und dicht am Flusse lag auch der Garten. Wie köstlich war so ein Sonntagmorgen um die Osterzeit, wenn die Frühlingssonne auf dem Strome gleißelte, und das Wasser schimmerte, als ob flüssiges Silber darüber gebreitet sei; wenn die schwer beladenen Frachtkähne durch die leicht bewegte Fläche glitten, auf denen der Schiffer am Steuer stand, seine Pfeife rauchend, während der wachsame Hund am Rande des Rahnes eifrig und bellend hin- und herlief. Und dann erklangen die Sonntagsglocken im Heimatdorfe und von den Türmen der benachbarten nahen Dörfer, und es war dem Knaben damals schon, als ob sie ihn rufen wollten zum Dienste Gottes und zur Verkündigung seiner Allmacht. Und den Spruch, den sich der Knabe zur Einsegnung als Wahlspruch ausersehen hatte, den hatte er sich zu seines ganzen Lebens Leitwort bestimmt: „Ich will singen von der

Gnade des Herrn ewiglich, und seine Wahrheit mit meinem Munde verkündigen für und für.“

Er hatte sein Gelöbniß gehalten. Schwere Opfer hatten sich freilich die armen Eltern auferlegt, und mit Entbehrungen und eisernem Fleiß — denn er gehörte nicht zu den reich Begabten — hatte sich der Sohn durchgerungen. Alles, was er erreicht hatte, dankte er Gott als unverdientes Geschenk.

Schon in den letzten Schuljahren ließ die Schärfe seiner Augen nach, und mehr und mehr taten die in enger Stube und bei trübem Lampenlichte durchstudierten Nächte ihre verderbliche Wirkung. Ein fröhlicher Student war er nie gewesen; die Armut hielt ihn zurück, und die Furcht, noch mehr von seiner Sehkraft zu verlieren. Er trank nicht und rauchte nicht, und keines lieben Mädels warme Hand lag jemals in der seinen, und mit keinem trinkfrohen Freunde tauschte er den Brudergruß.

Und dann kam die Anstellung, viel früher, als er zu hoffen gewagt hatte, die Pfarrstelle in der kleinen Stadt des östlichen Landes. Die Eltern starben bald darauf, und er war allein mit der Schwester, die ihm treulich in die Fremde folgte.

Es war beiden schwer geworden, sich zurecht zu finden unter den vielerlei Menschen und den buntscheckigen Zuständen, die so ganz anders waren, als in der Heimat. Maria freilich kam bald in Ordnung in ihrem kleinen Haushalte und ihrem kleinen Kreise, und sie lernte auch bald ihre weiteren und höheren Aufgaben erfassen. Sie wirkte für den vaterländischen Frauenverein und in ihm; sie schloß die deutsch-gesinn-

ten Frauen und Mädchen zu einem Verein zusammen, der seine Tätigkeit den Armen und Kranken widmete und für die Mission arbeitete. Dem Bruder aber gelang es nicht, den Aufgaben gerecht zu werden, die seiner als eines deutsch-evangelischen Geistlichen harrten; es blieb bei Predigt und Ermahnung, bei Trost und Wohlthätigkeit. Die schwachen Augen sahen nicht, wo es in Wirklichkeit not tat: daß der deutsche Pfarrer dastehen sollte, wie ein harter Eichbaum, daß bei ihm Schutz zu finden sei vor unliebsamen Gehässigkeiten, und Abwehr fremder Übergriffe. Pfarrer Herzog stand ja nicht im vollen Leben; er nahm auch nicht teil an den Festen, an der Geselligkeit seiner Gemeinde, denn immer umschwebte ihn die Furcht, daß er bei der geringsten Unregelmäßigkeit sein Augenlicht ganz verlieren könne. So entging ihm vieles Gute und Böse, was sich in seinem Wirkungskreise ereignete; er spann sich immer mehr in seine weltfremde Frömmigkeit, und so eng begrenzt, wie seine innere Welt war auch seine äußere.

Sein Lieblingsaufenthalt war der Kirchberg, und so wandelte er auch am Nachmittage des klaren Märzsonntages dort umher; in der Nähe des Kirchleins war ihm am wohlsten. Hellrot ragte es dort, aus Backsteinen gebaut, mit schwarzem Schiefer gedeckt; freundlich hellgrün lachten die hölzernen Läden in dem spitzen Turme, und die weiße Turmuhr mit den goldenen Zeigern leuchtete weithin auf drei Seiten. Lieblich war es, wenn die hochstämmigen Fliederbüsche blühten, die dicht an den hohen Bogenfenstern standen, oder wenn der üppige wilde Rosen-

strauch an der Rückwand des Gotteshauses seine weltlich-süße Pracht entfaltete.

Als Hermann Herzog viele Male sinnend, betend, hoffend das Kirchlein umschritten hatte, ging er tiefer hinab und umwandelte den Hügel; auf weiches, mattgrünes Moos und gelbgraue, trockene Nieselnadeln trat sein Fuß, und sein Arm streifte die abblätternde Rinde und die weißgrauen Flechten der alten, im Sande spärlich wachsenden Bäume. An der am steilsten abfallenden Seite des Berges aber wurzelten mächtige Eichen, und obwohl sie fast am Fuße des Hügelstandes, erreichten die letzten Spitzen der Riesenbäume doch noch die Höhe des Kirchturmkreuzes.

Lange stand der Pfarrer an den rissigen Stamm einer Eiche gelehnt und sah empor zu seiner lieben Kirche. Zuletzt ging er zum Ufer des Flützchens, das den ganzen Berg umfloß, dicht mit Erlensbäumen und Erlengebüsch eingezäunt, und sah des leise stutenden Wassers glänzende Helligkeit.

Lebendiger kam an diesem Sehnsucht nach vollem Leben und Fröhlichkeit erweckenden Märztage wieder der Wunsch in seine Seele, daß er sehend sein möchte wie die anderen, die Gesunden. Und in heißem Gebete ließ er sein Sehnen nach Helligkeit und Klarheit ausströmen: Hilf mir, nimm den Schleier, gib mir Licht! — Konnte denn der allmächtige Gott kein Wunder tun? Wenn doch das Wasser, das den heiligen Kirchberg umfloß, wunderbar wäre, wenn er seine Augen damit benezen könnte und klar sehend werden!

Aber das waren ja heidnische, kezerische Gedanken, die ihm nicht anstanden.

Lange blieb er und blickte in den Fluß, an den schwarzen Stamm einer Erle gelehnt. Eine Schar Enten kam schnatternd und schnappernd angerudert; er sah den weißen Schimmer der Federn. Von der Straße her tönte Wagengerassel und sonntägliches Lachen und polnisches Rufen. Nun hörte er eilige Schritte und das Rauschen und Streifen eines Kleides. Maria nahte und sie rief:

„Hermann, komm schnell ins Haus; es ist Besuch gekommen.“

„Besuch?“ Der Pfarrer hob den Kopf.

„Ja, ja, der neue Arzt will sich vorstellen. Er sagt, er hätte eigentlich schon vormittags kommen wollen, aber da hätte er nicht Zeit gehabt!“

Die Fröhliche faßte den Ernsthaften am Armel und zog ihn vorwärts. Auf dem kurzen Wege bis zum Pfarrhäuschen fand sich noch Zeit, mit großer Redefertigkeit zu berichten, daß sie dem Arzt schon von des Bruders Augenleiden erzählt habe, und daß er darauf erwidert habe, das interessiere ihn besonders, denn er habe sich stets gern gerade mit Augenheilkunde beschäftigt, und der Bruder müsse erlauben, daß er die Augen wenigstens einmal untersuche, und Hermann müsse natürlich morgen gleich hingehen, man könne doch nicht wissen, ob es jetzt nicht etwas dafür gäbe, — — und so weiter und so fort in raschen und langen Sätzen, daß man sich schier verwundern konnte, wie ein einziger Mensch in so kurzer Zeit so viel zu reden vermochte. Aber Brüderchen kannte

schon Schwesterchens Schnellzugszunge, und auf diesem Gebiete setzte ihn nichts mehr in Verwunderung.

Bald saßen sie in der Besuchsstube.

Der Doktor war ein Mann von angenehmem Wesen; er schien nicht unerfahren zu sein, obgleich er noch sehr jung war und sich wohl vor kurzer Zeit erst mühsam den freundlichen Armen der akademischen Freiheit entrisen hatte. Er sprach kurz, klar und klug, und am Ende der knappen Besuchsviertelstunde hatte ihm der Pfarrer versprochen, am Morgen des nächsten Tages zur Augenuntersuchung zu erscheinen.

Neue Hoffnungen keimten in ihm auf, wenn sie auch nur waren wie bescheidene Grashälmschen, die in der Lenzwärme im Walde zwischen schwerem, moderigem Herbstlaube zart und zierlich, langsam und zagend hervorsprossen. Aber was der junge Arzt am anderen Tage nach sorgfältiger Untersuchung sagte, das ließ die fröhliche Zuversicht wachsen wie lustige hellgrüne Ranken wilden Weines, die rasch ein schnell gebautes Haus umspinnen. Der Himmel gebe, daß es kein Luftschlößlein ist.

Es gäbe, sagte der Doktor, in der Hauptstadt einen berühmten Augenarzt, der vor ganz kurzer Zeit mehrfach die Heilung dieses Augenleidens durch eine Operation erreicht habe. Ganz sicher sei ja der Erfolg nicht in jedem Falle, aber hier bestünde ganz gewiß eine wohlbegründete Aussicht auf erhebliche Besserung, so daß der Pastor mit einem zweckmäßigen Augenglase leidlich gut sehen würde.

Still trug der halb Blinde die leuchtende Hoffnung nach Hause und hegte sie tagelang, vielfach in

ungläubigem Zweifel. Marie aber ließ nicht nach, dem unsicher flackernden Flämmchen neue Nahrung zu bringen, so daß es bald heller und stetiger brannte.

Und am dritten Nachmittage, als er wieder rastlos um seine Kirche wandelte, da wurde es ihm klar, daß Gott ihm Hilfe schicken wollte; da glaubte er dankbar und fest, daß er nun wieder die Welt in maigrünem Glanze sehen würde, daß der Schleier von seinen Augen schwinden würde wie graue Wolken vor jagendem Winde. Verheißungsvoll klang ihm das Abendglöcklein, und mit frohem Herzen wurden die Reisevorbereitungen getroffen.

Wie eine Ameise schleppte die fleißige Maria, und sie kramte und packte nach Herzenslust, Nötiges und Unnötiges.

Am liebsten wäre sie selbst mitgereist; sie konnte ja kaum die Jahre nachrechnen, seitdem sie einmal eine Reise aus dem Städtchen unternommen hatte. Hier pfiff noch keine Eisenbahn; uralte Postkutschen, die vor Alter ihre gelbe Farbe schon ins Grünliche verwandelt hatten, schwankten mit Menschen beladen auf ausgefahrenen Sandwegen zwischen dem polnischen Landstädtchen und der übrigen bewohnten Welt hin und her. Im Winter fiel dieser unglaubliche Postichthosaurus dreimal wöchentlich um, im Sommer zerbrach nur von Zeit zu Zeit ein Rad, oder das Sattelpferd verstauchte sich den linken Vorderfuß und kam wehmütig auf drei Weinen angehinkt; hierzu blies der Postillon mit unbegreiflicher und unverwundlicher Fröhlichkeit ganz absonderliche Töne auf seinem Hörnchen, und das war eine Kunstfertigkeit, die

wiederum den rassenreichen weißen Hund des Postverwalters zu überirdischen Klagetönen veranlaßte. Es war sehr hübsch.

Während der langen Wochen, die der Bruder in der Hauptstadt weilte, erhielt Maria wenig Kunde über ihn und sein Ergehen; er selbst durfte ja nicht schreiben, und die Ärzte und Helferinnen in der großen Augenheilanstalt waren mit Arbeit überhäuft. Ganz im Anfange bekam sie kurze Nachricht, daß die Operation gut gelungen sei, und nach einigen Wochen lautete der Bescheid, daß alles nach Wunsch verlief.

Maria Herzog saß, meist einsam mit ihrer wenig unterhaltbaren und wenig bildungsfähigen Magd im kleinen Pfarrhause, denn die teilnehmenden Besucher erschienen immer seltener, seit sie gemerkt hatten, daß des Pastors Schwester keine weltbewegenden Nachrichten aus der Hauptstadt aufzutischen hatte und noch nicht einmal über des Bruders Befinden genügend Auskunft geben konnte. Also lohnte sich das nicht für die bildungsbedürftigen und mitfühlenden Damen der Stadt; sie gingen lieber auf andere Wiesen grasen, wo es auch die gewohnten Klatschrosen zu pflücken gab.

Nur einer kam, beharrlich, furchtlos und treu: des kleinen Lehrers Köhler spitze Pelzmütze hing mit verblüffender Regelmäßigkeit jeden dritten Nachmittag am Kleiderhaken im Flur, während ihr glücklicher Besitzer genau in der Mitte der braundielen Besuchsstube auf einem Hockerchen saß, das er sich selbst dahin rückte, und von dem aus er sich stets in

derselben Reihenfolge und mit denselben Worten bei Fräulein Pastor nach ihrem und ihres Herrn Bruders Wohlergehen erkundigte. Dabei glitten seine großen Orgelhände langsam auf den prallen, kurzen Oberschenkeln auf und nieder, und die freundlichen Augen schauten bei seinen Fragen auf die breiten, plättbolzenartigen Stiefel, während sie bei Marias Antworten erwartungsvoll in die Augen der Sprecherin blickten.

Nach genau zehn Minuten stapfte er wieder von dannen, und Maria konnte die gelbe Pelzmütze den Kirchberg hinaufstreben sehen. Der Lehrer schloß an diesen Besuchsnachmittagen die Kirche auf und entlud seines Herzens verborgenste und heiligste Gefühle auf der Orgel. Da flüsterte und stutete es denn bald in hohen, zarten Tönen, bald brauste und dröhnte es, als ob brüllende Tiere in der kleinen Orgel säßen, die sich gegenseitig zu zerfleischen strebten. Oft konnte der hülgetretende Schuljunge kaum Wind genug herbeischaffen und trat mit der Wucht verzweiflungsvoller Angst auf und nieder, um seinen tatkräftigen Lehrer nicht durch schnöden Windmangel zum Zorn zu reizen.

Jrgend etwas wurde dem Organisten auf der Orgelbank und bei seinen Besuchen im Pfarrhause immer klarer — oder war es Vermessenheit? Sie war doch seines Pastors Schwester, und auch an Gestalt war sie ihm überlegen, sonst aber ein prächtiges Mädchen; nicht mehr so ganz jung; um so besser, — junge Gännschen hatte er genug in seiner Schule. Auch Maria hatte ihre eigenen Gedanken bei den

Besuchen des Lehrers; sie überlegte und sann, und das Ergebnis ihrer Erwägungen war: „Warum denn nicht?“ — Mit der Pelzmütze — das würde sich ja schließlich ändern lassen, und überhaupt, — man ist ja doch nicht auf den Mund gefallen. Warum soll eine Lehrerstochter nicht zu einem Lehrer passen, auch wenn ihr Bruder Pastor ist? Der Lehrer muß dann eben passend gemacht werden, soviel muß man sich natürlich zutrauen. Daß der kleine Mann irgend etwas im Schilde führte, war ja sonnenklar. Ihr Verhalten mußte aber ganz von ihrem Bruder abhängen; nur wenn er sehend wurde, durfte sie ihn verlassen; wenn die Hoffnungen fehlschlügen, war es nichts mit der Pelzmütze.

Und was sie alle wünschten, das erfüllte sich. Ein schimmernder Apriltag brachte den Pastor aus der Hauptstadt zurück; er konnte sehen, zwar nicht so wie einer, der seine ganz gesunden Augen hat, aber er konnte doch Menschen und Gegenstände erkennen und unterscheiden, wenn sie nicht allzuweit von ihm entfernt waren; er konnte lesen und schreiben wie in Jünglingstagen. Wie ein traumhaftes Wunder erschien ihm das alles, und seine fromme Seele sprach innige Dankesgebete am Tage und im Traume. War es denn möglich, konnte es denn sein? Zu groß war ja fast dies Gnadengeschenk des Himmels. Würde es aber auch von Bestand sein? Konnte das Erregene nicht bald wieder verloren gehen?

Vorsehen müsse er sich ja, hatte der treffliche Augenarzt gesagt, dann würde der Erfolg sicher und dauernd sein; aber wie ein ängstlicher Einsiedler

brauche er nicht mehr zu leben, er könne langsam nun mitschwimmen im fröhlichen Strome des Lebens.

So wollte er denn nicht mehr zweifeln und fürchten, sondern nur danken und hoffen und sehen. Sehen! Wie mußte das alles in Wirklichkeit sein, was er sich im Geiste vorgestellt hatte; wie mußten die Menschen aussehen, seine Gemeinde, seine Kirche, sein Städtchen — alles ohne den trüben grauen Schleier.

Von der großen Stadt hatte er zwar nicht viel gesehen in dem geschlossenen Wagen, der ihn zum Bahnhofe brachte; aber die Eisenbahnfahrt! Wie anders war sie schon als auf der Hinreise. Städte und Dörfer und Gehöfte, Ströme und Wälder, Wiesen und Felder sah er im Glanze der Aprilsonne da, wo er vor Wochen, wenn er einmal einen kurzen Blick durchs Fenster tat, nur ein graues Nebelmeer geschaut hatte. Und Menschen sah er, junge und alte, Kinder und fröhliche Mädchen — ach, wie lange war es wohl her, daß er einem frischen Jungfräulein in die Augen gesehen hatte?

War denn das alles nicht zu viel des Glückes?

Sogar der grünelbe Postwagen hatte heute seinen Glückstag, ohne Störung und Unfall verlief die rüttelnde Fahrt.

Maria empfang den Bruder, als er dem scheußlichen Ichthosaurus entstieg, und viele Neugierige und Teilnehmende hatten sich angesammelt, um den Ankömmling zu beschauen. Weltmännisch, großstädtisch fast sah er ja aus in seinem neuen Überzieher, und ein Augenglas trug er, einen Klemmer; es mußte

also wohl wahr sein, daß er nun gut sehen konnte, der Herr Pastor. Da mußte man ihn schon von weitem grüßen auf der Straße, und vorsehen mußte man sich jetzt überhaupt, denn das war man ja nicht gewohnt, daß der Pastor sehen konnte.

Als Hermann das fröhliche Antlitz Marias sah, verrieten zwei Tränen in den verjüngten Augen seine dankbare Rührung. Die anderen Gesichter um ihn herum waren ihm ja alle fremd, aber er würde sie bald alle kennen lernen.

Als die Geschwister über den Markt gingen, sahen sie, wie mit langen Schritten, so gut es die kurzen Beinchen erlaubten, Herr Köhler auf sie zukam. Maria war empört, denn der Mann hatte immer noch seine Pelzmütze auf, und der Mai, der liebe Mai trieb sich doch schon an den Grenzen des Landes umher und würde bald einrücken mit klingendem Spiel. Verstand denn nur dieser Lehrer ihre Winke nicht? Sie hatte ihm bei seinen letzten Besuchen mit großem Nachdruck erzählt, daß „man“ jetzt bereits Strohhüte tragen könne; nun lief er doch noch mit dem gelben Ungeheuer auf dem Kopfe umher.

Die Begrüßung zwischen dem Pfarrer und seinem Organisten war recht herzlich, und beide betrachteten sich gegenseitig angelegentlich, wobei auch Herrn Köhlers Kopfbedeckung einige besonders teilnehmende Blicke erwischte. Der Lehrer erbat sich die Erlaubnis, die Geschwister begleiten zu dürfen, und so sah er denn noch das Gewinde von Buchsbaum über der Tür des Pfarrhauses, und die Fichtenzweige, die zu

Ehren des Heimkehrenden die geräumige Wand des Häuschens schmückten. Dann aber empfahl er sich rücksichtsvoll und schwang höflich die Riesennütze.

„Bitte bedecken Sie sich,“ rief Maria laut und schnippisch, „Sie könnten sich sonst Ihren Kopf erkälten!“

„Danke, danke,“ rief Herr Köhler harmlos und hoch erfreut. Und er dachte, zufrieden errötend:

„Wie besorgt sie schon um mich ist!“

\* \* \*

Am andern Morgen, als das erste Frühlicht glühte, erwachte schon der Pfarrer in seiner kleinen, weiß getünchten Schlafstube; das Licht, das viele Licht, und die neue Fröhlichkeit seiner Seele ließen ihn nicht schlafen. Das schlichte Kreuz an der Wand und das Lutherbild, er sah alles deutlich. Im Garten schmetterte ein lustiger Frühaufsteher Fink sein unermüdliches „Buchstabier“. Bald stand Hermann am Fenster und schaute in den Aprilmorgen hinein; wie ein frisches, klares Kinderauge leuchtete der blaue Himmel; nur dort hinten standen Wolken und Wölkchen — es konnte doch ein Aprilregenschauer geben, wie wenn in dem frischen Kindergesichte sich das Mündchen schief zieht und rasche Tränen über die runden Wangen fließen. Darum galt es, rasch ins Freie zu kommen und den ersten schönen Morgen nach der Heimkehr auszunützen; auf den Kirchberg, zu seiner Kirche trieb es den Prediger.

Ach, wie war das alles so licht und schön, was seine Augen sahen; von nun an sollte ein Schauen

und Genießen beginnen, und die Erde und die Menschen sollten ihm nun wieder ganz erschlossen werden! Da mochte es auch wohl viel nachzuholen und zu lernen geben, zu arbeiten und zu bessern, an sich und anderen. Neue Aufgaben und neue Ziele würden vor ihm stehen, das ahnte und fühlte er schon an diesem ersten Morgen.

Am Nachmittage ging er mit Maria spazieren, und diese Wege wiederholten sich von nun an fast täglich; er lernte das Städtchen und seine Bewohner gründlich kennen, und die schöne landschaftliche Umgebung blieb ihm nicht mehr fremd. Jeder, der mit ihm zusammenkam, und er selber fühlte, daß er ein ganz anderer geworden war; so viel Sicherheit, Freudigkeit und Schaffenslust wollte über ihn kommen. Auch auf der Kanzel wandelte sich der graue Bußprediger und der einseitige Theoretiker allmählich in einen Prediger um, der aus dem sprudelnden Quell des Lebens, sogar des täglichen Lebens schöpfte. Er sah ja nun selbst, wo es nottat, und wo die Bäche rieselten, aus denen der echte Seelsorger seinen Schutzbefohlenen den frischen Trank spenden soll. Auch seiner nationalen Aufgaben wurde er sich allmählich bewußt, und er sah auch hierin so mancherlei, was ihm früher entgangen war; an so vielem konnte er teilnehmen, was ihm in den unklaren, nebelgrauen Jahren seiner Amtsführung versagt war. Er ging nun in die Häuser seiner Gemeindeglieder, auch wenn dort kein Kranker oder Sterbender lag; er beobachtete sie im häuslichen Leben und bei ihrer Arbeit, und manches sah er dort, was wenig erfreulich

war. Viel harte Arbeit würde es da noch geben, um das zu bessern, um aufzuräumen mit dem äußeren und inneren Schmutz, mit der Gleichgültigkeit, Gehässigkeit, Verlogenheit und Trägheit. Es war keine Einigkeit, kein Zusammenhalten in dieser deutsch-evangelischen Gemeinde; keiner gönnte dem andern etwas Gutes, fortwährend warfen sie sich gegenseitig Steine in den Weg und freuten sich, wenn einer stolperte und auf die Nase fiel. Und den Gewinn der Uneinigkeit hatten die andern, die einig waren.

Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er den Mißgehehen zu, die nicht selten waren; Gleichgültigkeit und Leichtsinns, auch wohl berechnende Absicht brachten die ungleichen Bekenntnisse und die verschiedenen Rassen zusammen. Daß ein polnischer Mann ein deutsches Mädchen heimführte, kam nicht so oft vor; meist heiratete der Deutsche eine Polin; aber das eine war in beiden Fällen sicher, daß die Kinder katholisch wurden und polnisch sprachen. Und auch der deutsche Mann bog sich oder wurde gebogen und gebeugt zum Wasser der polnischen Sprache wie eine nachgiebige, biegsame Weide. Es fehlte nur noch, daß die Männer dem freundlich grünen Kirchberge und dem roten Kirchlein ganz abtrünnig wurden und in die Kirche am andern Ende des Städtchens gingen, die, aus Fachwerk gebaut, mit weißgetünchter Wand und niedrigem Turm an der Landstraße stand. Und vorgekommen war es schon hier und da.

Da war jetzt wieder der Frachtfuhrmann mit dem vortrefflichen deutschen Namen Martin Lehmann, der allwöchentlich sechs Meilen weit mit seinen strup-

pigen Schimmeln nach Posen fuhr und Frachtgut beförderte. Gewaltig wie ein Turm ragte Lehmann, und mit den schwersten Risten spielte er Fangball. Aber wo blieb dieser Riese vom ersten Garderegiment, wenn ihn seine Frau, dieser kleine polnische Schwarzkopf, ein Zwerg gegen den blonden Martin, mit ihren braunen Augen anfunkelte?

Vor sieben, acht Jahren hatte er die Leokadia Raczmarek geheiratet, und jetzt ging das Gerüde, sie habe ihn bald so weit, daß er in die andere Kirche gehen würde. In das Gotteshaus, in dem er getauft war, war er schon seit vielen Jahren nicht mehr gegangen.

Pastor Herzog ging an einem Maitage in das Lehmannsche Haus; er wollte versuchen, zu retten was möglich war. Die kleine, kümmerliche Kabache, nur mit schwarzer Dachpappe gedeckt, wie so viele Häuser im Orte, lag mitten in der Stadt. Rechts ein trübes Fenster, links ein unsauberes Fenster, dazwischen die schmale Haustür. Der lange Martin mußte sich immer bücken, wenn er in sein Reich wollte, wo er der erste Diener der Frau Leokadia war.

Der Geistliche pochte an die Stubentür.

„Bitte,“ ertönte es in polnischer Sprache von einer scharfen Frauenstimme, und der Pfarrer stand vor den unwillig-erstaunten Funkelaugen der Frau Lehmann. Doch socht ihn das nicht an, und er fragte mit ruhiger, fester Freundlichkeit nach Herrn Martin Lehmann, worauf die Frau auf polnisch erwiderte, daß sie seine deutsche Rede nicht verstände.

Da fragte er ein sechsjähriges Mädchen, das am Tische vor Buch und Tafel saß:

„Wo ist dein Vater?“

Das Kind, das große Ähnlichkeit mit der Mutter hatte, sah erst diese an und dann den Pastor, aber es antwortete nicht. Ein drohender Blick der Mutter hatte ihr Weisung gegeben. Die kleine Frau sprach in erregtem Tone noch einige schnelle polnische Sätze, die dem Pastor ganz unverständlich waren, und ging dann aus dem Zimmer.

Der Besucher wich noch nicht; er wollte es noch einmal mit dem Kinde versuchen; aber er ließ sich Zeit und sah sich im Zimmer um. Eine unordentliche Armlichkeit war nicht zu verkennen; die schadhafte Dielen waren lange nicht gefegt und noch länger nicht geschauert. Speisereste, Kartoffelschalen, Stiefel, Schuhe und Holzpantoffeln lagen hier und da umher. Ein Tisch, wackelig und windschief vor Alter und schlechter Behandlung, ein schrankartiger Gegenstand und Brettstühle von einfachster und fast ungehobelter Art statteten das Wohngemach aus. Auf den Stühlen lagen in wenig malerischer Unordnung Kleidungsstücke mit und ohne Schmutzkruste, heil und durchlöchert; meist in dem zuletzt erwähnten Zustande. Aus einem wertlosen Spiegel, der schief an der grau gefaltten Wand hing, grinste jedem, der hineinschaute, ein lächerliches Zerrbild entgegen. Grell bunte und geschmacklos gekleckte Heiligenbilder dienten als Zimmerschmuck, und das Reservistenbild des Gardisten Lehmann hing in der dunkelsten Ecke, wo es am wenigsten auffiel.

Das Kind wandte kein Auge von dem Eindringling; als der Pastor nahe an den Tisch trat, versuchte es ängstlich mit der kleinen Hand ein dünnes Buch zu schützen, das vor ihm neben der Schiefertafel lag. Aber der Pfarrer nahm es mit festem Griffe; es war eine polnische Bibel, und er verstand den Zusammenhang. Auf der Tafel waren polnische Wörter geschrieben, und die deutsche Bibel lag am anderen Ende des Tisches. Die Schule mühte sich ab, dem Kinde deutsche Schrift und deutsche Sprache beizubringen, aber wenn es aus dem Unterrichte nach Hause kam, nahm die polnische Mutter das deutsche Büchlein fort und gab dem Kinde die polnische Bibel in die Hand. Im Hause mußte es polnisch lesen und schreiben.

Der Pastor nahm das polnische Buch und legte das deutsche an seine Stelle; das Kind sah ihn zaghaft an, und sagte nur „Mutter“ auf polnisch.

„Ja, ja, mein Kind,“ sagte der Pastor mehr zu sich selbst, „ich weiß, du wirst nicht viel deutsch lernen und wirst nicht deutsch werden, denn deine Mutter will es nicht.“ . . .

Auf Martin Lehmann, den Abtrünnigen, wartete er heute nicht mehr; vielleicht würde er ihn ein anderes mal treffen.

Aber den Lehrern wollte er Bescheid sagen, daß sie recht genau auf die polnischen Bibeln achten sollten. Und dann nicht so zaghaft mit dem lieben Deutsch! — — —

Bei den Ansiedlern sah Hermann Herzog erfreulichere Bilder, besonders bei den zahlreichen West-

falen, die in der Ansiedelungsgemeinde Buschdorf wohnten. So richtete er auch heute seinen Weg dahin, über die Welnabrücke, dann an der Heidemühle vorbei, die, ganz aus Holz gebaut, mit ihren schwarzgrünen Brettern zwischen den maigrünen Erlen herauschaute. Dann ging's weiter im weißgelben, tiefen Sande, zwischen niedrigen Kiefern und jungen Birken, bis der Wald wieder schwand und die freundlichen, roten Ansiedlerhäuser mit den schwarzen Falzziegelböchern auftauchten. Viel Fleiß, viel braven Sinn und Frömmigkeit fand der Pastor bei den einfachen Leuten, die so fest an ihrer Sprache und ihren Sitten hielten, und Hoffnung erweckend für Deutschlands Zukunft in der Ostmark leuchteten die Blondköpfe der frischen Westfalenkinder.

Auf dem Rückwege kam der Pfarrer durch ein kleines polnisches Dorf, dessen Häuser einzeln und verstreut am Rande des Waldes lagen; wenig fruchtbarer Acker war dort zu sehen, fast nur Sand und Heide. Traurig standen die niedrigen Lehmhütten in ihrer unsauberer Umgebung, und an die morschen Haustüren hatte die Armut ihre Wahrzeichen mit hartem Finger geschrieben.

Der Geistliche hatte mit Absicht den Umweg über das polnische Dörfchen gewählt; er wollte einen alten Mann aus seiner Gemeinde auffuchen, der hier einsam bei einem polnischen Bauern hauste.

Nach langem, beschwerlichen Fragen, bei polnischen Kindern und Erwachsenen, die dem Pastor mit mißtrauischem Widerwillen antworteten, fand er endlich die strohgedeckte, mit morschen Brettern bekleidete

Lehmhütte, in der der Gesuchte ein kleines, einfenstriges Stübchen bewohnte.

Der alte Peters war zu Hause; er war sonst als Steinschläger auf der Landstraße beschäftigt, aber die alten morschen Glieder wollten heute Ruhe haben.

Und er erzählte: Wenn man 79 Jahre alt ist, geht das Arbeiten nicht mehr so wie früher. Aber der Chausseeaufseher ist ein guter, freundlicher Mann; er beschäftigt den alten Invaliden immer gern, damit er zu der Altersrente noch ein wenig dazu verdienen kann.

Mit freundlichem Mitleid sah der Pfarrer das eisgraue Männlein mit den langen, verwilderten Haaren und dem struppigen Barte, wie es mit gebeugtem Rücken und krummen Beinen vor ihm stand und geschwätzig weiter erzählte, die dünnen Hände bewegend, an die schon seit Jahren keine Seife gekommen war:

„Ich habe böse Zeit, ein schlechtes Alter. Solange meine Frau lebte, da ging es noch. Sie starb vor vier Jahren, und da kamen meine Söhne. Vorher hatten sie sich nicht um uns gekümmert. Und sie nahmen mir alle Sachen weg und sagten, sie wollten mich mit zu sich nehmen. Aber es ist keiner wiedergekommen. Was sollte ich da machen? Ich habe drei Tage in der leeren Stube gehockt und gewartet. Da wollte ich von der Welt. Ich wollte mich aufhängen, oder in den See gehen. Aber da kam es über mich: der liebe Gott ist ja noch bei dir, wenn dich auch deine Kinder verlassen haben. Und ich habe mich geschämt, und den lieben Gott habe ich nicht wieder

vergeffen. Ich habe mir dann hier eine Stube gesucht, weil mich sonst keiner nehmen wollte. Meine Sachen habe ich mir so langsam selbst zurecht genagelt und zusammen gezimmert. Ich brauche ja weiter nichts. Ich will auch weiter nichts als mich auf den lieben Gott verlassen. Ich habe ja nicht mehr lange zu leben.“

Dem Pfarrer wurde weich und froh zugleich ums Herz, weil er solch schlichtes Gottvertrauen bei dem armen, verwahrlosten Greise fand, der nicht lesen und schreiben konnte, dem das Leben niemals im Sonnenglanze geleuchtet hatte.

Während der Alte redselig weiter sprach und erzählte, sah sich der Geistliche in dem Wohnraume um. Auf weichem Lehm Boden standen seine Füße, und an der verräucherten, schwarzgrauen Wand sahen seine Augen kein Bild, keine Bierat. In der Ecke stand neben dem kleinen eisernen Ofen ein aus ungehobelten Kieferbrettern und Eichenästen roh zusammengeageltes Bett; auf Stroh, Säcken und alten Kleidungsstücken hatte hier der alte Peters sein Lager. Auch ein dreibeiniges Tischchen aus Kieferwurzeln mit birkenner Platte hatte er sich selbst gezimmert, und zwei schwerfällige Stühle von wunderlicher Form, von mehr dauerhafter als bequemer Art, standen dabei. Auf einer alten Kiste war das notwendigste, dürstige Hausgerät zu sehen.

Noch lange sprach der Geistliche freundlich und tröstend mit dem Einsamen; dann trat er den Heimweg an.

Im Mai und Juni unternahm er auch weitere Ausflüge in die Wälder, immer in Begleitung Marias. Zuweilen tauchte dann auf irgend einer Waldwiese plötzlich und unvermittelt Köhlers wackere Gestalt auf, mit breitrandigem Strohhute verziert, den er im Mai in unmittelbarem Anschlusse an seine hochverehrte Pelzmütze aufgesetzt hatte.

Eines Filzhuts sanfte Vermittelung, einen filzigen Mittelweg kannte er nicht; Pelz oder Stroh, weiter gabs für ihn nichts.

Weit den Strohhut vorstreckend, bat er stets mit denselben Worten um die Ehre, sich Herrn und Fräulein Pastor anschließen zu dürfen, da er ganz zufällig denselben Weg habe. Wenn ihm bereitwillig Erlaubnis erteilt wurde, errötete er lebhaft, und begab sich in großem Bogen, die Beinchen mutig schwingend, an Marias Seite. Er unterhielt sie meist mit Schulkindererziehung und mit Stoffen aus dem Gebiete des Orgelspiels.

Die lustige Maria antwortete vergnügt und oft mit schnippischen Wortspielen, ohne jedoch des Lehrers biedern Sinn und sein treuherziges Gemüt zu verkennen. Der lustige Mai tat auch das Seine, und an einem Abend nach solchem Spaziergange hörte der Pfarrer zu seinem fast schreckhaften Erstaunen, wie sein sittsam Schwesterlein ein schier sittenloses Lied in aller Harmlosigkeit sang; ein paar Reihen waren es nur, die sie irgendwo gehört oder gelesen haben mochte, und es kam etwas darin vor vom „Schätzchen“ und vom „Abendwinde, der mit den Weidenkätzchen spielt.“ Was für eine Poesie war das?!

Pfarrer Herzog schüttelte den Kopf.

Diese häufigen Begegnungen mit seinem Lehrer fielen ihm doch auf; und die eigenartigen Blicke, die er seiner Schwester zuschickte, waren dem sehend Gewordenen nicht entgangen. Höchst wunderbar, was daraus noch werden mochte.

Nach einigen Tagen ereignete sich wieder ein Zusammentreffen auf einer moorig-weichen Waldwiese, wo Schilf und hohes Gras und Ruckuckslichtnelken wuchsen. Schwarzweiße Kiebitze flogen selig rufend darüber hin, und ein Storch schwebte mit ruhiger Sicherheit und langsamem Flügelschlage in die Höhe.

Herr Köhler hatte heute ausschließlich das Orgelspiel beim Schopfe; außerdem war er ganz besonders mutig-aufgeregt, und die sorgsame Entfernung, in der er sich sonst von der Pastorischwester zu halten pflegte, verringerte sich beängstigend. Als der Pfarrer kurz vor dem Städtchen mit einem Gemeindegliede sprach, das ihm begegnete, und dabei etwas zurückblieb, ging der Lehrer zum Sturm vor und flüsterte etwas heiser und gepreßt:

„Die Sprache der Orgel dringt zum Herzen. Wollen Sie ihre Stimme hören?“

Ein dichterischer Schwung lag in seinen Worten.

Maria stutzte, zuckte mit dem spitzen Näschen und dachte nicht ohne ein prickelndes, angenehmes Gefühl:

„Es zieht sich ein Gewitter zusammen.“

Laut sagte sie dann in ihrer Zickzackart:

„Bitte, ich höre das sehr gern.“

„Heute abend um halb sieben in der Kirche,“ sagte Köhler mit jäh ausbrechendem Feuer und drängte sich an die Auserwählte.

Maria aber machte „he“ mit geschlossenem Munde und schlug einen Haken wie ein flüchtiges Häslein, wobei sie dachte: „Er wird ernsthaft, Vorsicht!“

Lebrecht Köhler war etwas enttäuscht, denn er hatte sich die erste sichtbare Annäherung anders gedacht. Der Pastor, der die beiden jetzt einholte, beendete unabsichtlich die Liebeszene.

Lebrecht versuchte noch bei der Trennung einen vielsagenden Blick, der aber an Marias Nasenspitze abglitt. Es war noch eine gute halbe Stunde bis halb sieben, aber der Liebende war so im Schusse, daß er spornstreichs den Kirchberg hinauseilte, wobei er unterwegs noch eine stockpolnische Stupsnase zum Bälgetreten mitschleppte.

Bald flöteten weiche, hohe Orgeltöne durch das leere Gotteshaus, und der brave Lebrecht dachte dabei an seine Zukunft, die er sich an Marias Seite wie einen endlosen, weichen Orgelflötenton vorstellte. Was sollte er nun spielen, wenn sie die Kirche betrat? Es mußte gleich etwas Überwältigendes sein, das seine Gefühle möglichst vollkommen ausdrückte. Alle möglichen Choralmelodien fuhren ihm durch den Sinn:

Ach, was soll ich Sünder machen . . .

„Unsinn,“ dachte er.

Du, o schönes Weltgebäude . . .

„Paßt nicht.“

Straf' mich nicht in deinem Zorn . . .

„Geht auch nicht.“

Wenn wir in höchsten Nöten . . .

„Auch nicht das richtige . . .“

So versuchte und irrte er hin und her auf der Orgel wie ein verlaufenes Kind in den Gassen einer großen Stadt. Plötzlich hörte er, wie die Kirchentür geöffnet und nachdrücklich geschlossen wurde.

„Sie kommt schon,“ dachte er, heftig zusammenzuckend. Die Fassung verließ ihn, die großen Füße sanken auf die Pedale und die Hände spielten, ohne daß sie es wollten, mit gewaltigem Brausen das Lied:

„O Ewigkeit, Du Donnerwort . . .“

Er fühlte dunkel, daß fast alle anderen eher gepaßt hätten, — aber er hatte nun einmal begonnen.

Maria war überrascht und schwer enttäuscht.

„Also das ist die Erklärung! Der Mensch ist doch zu taperig. Wenn er wenigstens gespielt hätte: Wie schön leucht' uns der Morgenstern . . .“

Mit festen Schritten ging sie zur Orgel empor, und als Lebrecht Marias gekränktes Antlitz auftauchen sah, ließ er erschrocken die Orgel mit einem plötzlichen Ruck stille stehen, so daß der Polentnabe sich haß verwunderte.

Die Pfarrerschwester griff ohne Umstände in die auf der Orgel liegenden Notenbücher:

„Warum spielen Sie denn nicht ein Präludium von Bach! Hier! Da! Sie sind doch auch — na —“ — mißbilligendes Kopfschütteln.

Der Organist sammelte sich und kam endlich unter Marias leitenden Blicken in die richtige Stim-

mung. Und wahrhaftig, er spielte dann wundervoll, zart, überzeugend, seelenvoll. Er ließ die Orgel klingen und sprechen, wie er gewollt hatte. Und seine Blicke wurden feucht und irrten von den Notenblättern seitwärts in Marias Antlitz, das auch schon seltsam weiche Züge aufwies.

„Du guter, braver Mensch,“ dachte Fräulein Pastor und als nun seine Finger anhuben, vor Rührung zu zagen und zu zittern, und die Stiefelsohlen den richtigen Baß nicht mehr finden konnten, so daß einige unheimliche und bössartige Mißlänge den guten Bach entstellten, da legte sich die leichte Hand Marias auf seinen Arm.

„Kommen Sie, Sie haben wundervoll gespielt.“

Wie erlöst stand er auf, und halb im Traume folgte er der Verehrten, bis sie im Halbdunkel einer Eiche dicht an der Kirche stehen blieb.

Da kam ein gewaltiger Mut über ihn.

„Jetzt oder nie. Sei ein Mann,“ dachte er.

Außerdem hatte er oft genug gelesen, wie solche Verbungen vor sich gehen; so etwas mußte er jetzt unbedingt vornehmen. Er breitete also die Arme aus, ging mit krampfhafter Entschlossenheit auf das Pastorfräulein zu und wollte sie umfassen.

„Mariechen,“ flötete er mit unendlich zarter Sehnsucht.

Aber mit einem Sprunge wich ihm die Ersehnte aus.

„Will er wohl,“ rief sie mit strafender und abweisender Heftigkeit.

Da war all sein kühner Mut dahin, und hätten ihm nicht seine beiden Füße einen sicheren Halt gewährt, so wäre er umgesunken.

Zammervoll stand er da.

„O Gottogott,“ stammelten seine Lippen. „Sein Sie nur nicht böse, es soll auch gewiß nicht wieder vorkommen. O, was habe ich angerichtet!“

Tief und schmerzlich stöhnte er.

„Sagen Sie nur nicht wieder Mariechen zu mir. Das kann ich für den Tod nicht leiden, das ist unausstehlich. Ich heiße Maria. Und — guten Abend, Herr Köhler, ich werde mit meinem Bruder sprechen.“

Sie ergriff die Hand des tief Erschütterten, drückte sie kurz und fest, ging eilends den Berg hinab und ließ den lieben Lebrecht stehen.

Der blieb noch lange wie angenagelt, und durch seinen Sinn zog die Melodie „ach, was soll ich Sünder machen . . .“

Als er schließlich nach Hause schlich, war ihm zu Mute wie einem schwach entwickelten Jüngling, der seine erste Zigarre geraucht hat und nun die Folgen mit mäßiger Fassung erträgt. —

Der Pastor war nur wenig überrascht, als ihm die Schwester mitteilte, daß sie sich mit dem Lehrer Herrn Lebrecht Köhler „verlobt“ habe.

Nähere Auskunft, besonders über das „wie“ dieses immerhin etwas plötzlichen Ereignisses, wurde ihm kurz und hartnäckig verweigert. So ließ er die beiden denn in Ruhe und widmete seine Kräfte ganz der Gemeinde.

Immer heller und klarer sah er hier, wie viel und unablässig noch zu arbeiten war, wie weit und vielgestaltig sein Arbeitsfeld war, wie schwer es war, hier etwas zu erreichen. Aber er hatte ja frischen und ernstern Willen, er konnte nun sehen, wo es not tat. Bald kannte er genau jede einzelne Familie seiner Gemeinde.

Seine weltfremde Art zu predigen war längst überwunden: immer mehr betonte er das lebendige und praktische Christentum, das auf deutsche Sitten und deutsche Art gegründet ist, das die Abwehr fremder Übergriffe nicht in Schelten und Wortgefechten sucht, sondern mit Werken und guten Beispielen.

Er hielt sich nicht mehr fern von den Festen des Volkes, und als am Sedantage die Deutschen hinauszogen in den Wald, um den Erinnerungstag zu feiern, da kam aus seinem Munde eine weltlich-deutsche Festrede, wie sie niemand von ihm erwartet hatte, und wie er selbst sie sich nicht zugetraut hatte.

Die Folge war, daß er bald ein von den Gegnern gut gehaßter Mann wurde, vor dem sie auch schließlich Achtung hatten. —

Im Herbst traten Lebrecht und Maria vor den Altar. Lebrechts großer Kummer war, daß er das Orgelspiel an diesem Tage einem andern Lehrer überlassen mußte, der diese Kunst nur in sehr unvollkommenem Grade beherrschte.

Schwager Hermann hielt beim Hochzeitsmahle eine köstliche, humorvolle Rede, zu der es ja an Stoff nicht fehlte.

Für das übrige von jetzt ab und in Lebrecht Köhlers Leben sorgte Maria. Zum Beispiel sah die erstaunte Schuljugend ihren Lehrer im Oktober mit einem gut sitzenden Filzhute in die Klasse kommen.

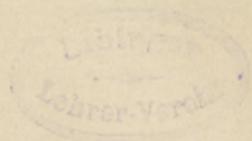
Seine Augen machten dem Pfarrer keine Sorgen mehr; er durfte froh und sicher in die Zukunft blicken.

Im Winter gefiel ihm die Einsamkeit nicht. Der Schwester Beispiel wirkte, und es war klar zu sehen, daß auch das Pfarrhaus an der polnischen Welna sich bald beleben würde. In absehbarer Zeit würden deutsche Pfarrerskinder munter auf dem Kirchberge spielen; die rechte Mutter dazu würde sich bald finden. —

Und von einem kleinen Lebrecht oder einer kleinen Maria wurde bald allerlei gemunkelt.

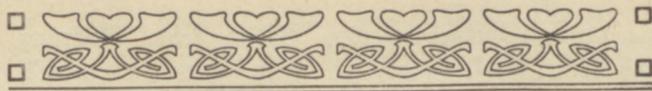
Warum auch nicht? In der Jugend liegt die Hoffnung der Deutschen in der Ostmark.





3

## Endlose Jahre



Mit einem Buche war die junge Gutsherrin am Nachmittage in den Garten gegangen; den Platz am Rande des jungen Gebüsches, den sie zuerst aufgesucht hatte, mußte sie bald verlassen, denn leuchtend und blendend schien dort die Spätsommersonne auf die Blätter des Buches. Ein trübes Flimmern zwang die junge Frau, die Augen zu schließen; dann erhob sie sich von der kleinen hölzernen Bank und ging mit leichten Schritten auf dem schmalen Wege, der zwischen den kaum armdicken jungen Buchen dahinführte.

Diese Bäume standen ganz am Ende des weiten Gartens; unmittelbar daran schloß sich das freie Feld.

Dort, wo die letzten Buchen wuchsen, blieb die blasse Frau stehen, und die großen, tief dunkelbraunen Augen blickten lange über die endlosen Stoppelfelder, die sich in gelber, sandiger Dürre weit, weithin eiförmig ausdehnten in der mageren Ebene des ehemals polnischen Landes, im „Großherzogtum Posen“. Hier und da ein dürftiges Kieferngehölz, so groß nur, daß ein Knabe wohl leicht einen Stein darüber hinweg zu werfen vermochte, oder eine einsame Eiche,

die in dem ausgehungerten Boden keine Nahrung und keine Kraft fand, und ganz hinten das dünne, bescheidene evangelische Kirchtürmchen des nächsten winzigen Landstädtchens, — das war alles, was die braunen Augen sahen.

Und so oft, so oft schon hatten sie es gesehen, fast täglich, und zu allen Jahreszeiten. Auch im Winter, wenn oft monatelang der mitleidige Schnee die blasse, dürftige Winterfaat und den mageren Acker wärmend bedeckte, mußten für die Gutsherrin Wege im Garten geschaufelt werden; der alte, immer hustende Kaliski tat es schon, ohne den Auftrag abzuwarten.

Die schönste Zeit für die braunen Augen war es, wenn sie das Korn wogen sahen; es war dann der Frau oft, als ob die Blicke und Gedanken mit den wogenden Wellen der Ähren weiter ziehen könnten. Aber zuletzt verloren sie sich wieder nur in unbestimmter Sehnsucht und gedankenloser Empfindung; über die Halme hinweg führte kein Weg in die Welt hinein.

Aber heute: nur Stoppeln, stachelnde, blaßgelbe Roggenstoppeln; eine verspätete blaßblaue Kornblume hier und dort dazwischen, oder ein wenig Vogelmiere, Hungerblümchen und Storchschnabel. Die Frau beugte sich nieder und pflückte ein paar von den kümmerlichen Blümlein; mit leichter, weißer Hand steckte sie die schwächlichen Blumenkinder des sandigen Feldes unter das rote Band des breiten Strohhutes. Sie liebte diese Verkümmerten, die in diesem Lande nicht gedeihen wollten; die Sonne, die auf

den dürren Sand brannte, hielt sie nieder. Wo anders blühten die verlorenen Blumen des Stoppelfeldes üppiger und glänzender; da bot der reiche Boden genug Nahrung für diesen überflüssigen Schmuck der spätsommerlichen und herbftlichen Felder. Wo anders, in der Heimat!

Die Frau fühlte oft, daß sie selbst einer dieser Feldblumen glich; in der Heimat wäre sie wohl üppiger und glänzender geworden. Aber hier war kein Gedeihen; das kam ihr wieder so recht beim Anblicke der Blumen zum Bewußtsein, und sie überflog wieder in Gedanken ihr Leben:

In Mitteldeutschland, wo der fette Boden reichlichen Ertrag gab, hatte ihr Vater ein großes Gut besessen. Durch Fleiß und Glück, durch Sonne und Regen zur rechten Zeit hatte er ein namhaftes Vermögen erworben und war im Innern seines Herzens ein zufriedener Landmann, wenn er auch nach außen hin oft knurrte und stöhnte, denn er dachte: man muß keinem zeigen, daß es einem gut geht.

Einen Sohn hatte er nicht, der seinen Besitz übernehmen konnte. Aber die fünf Töchter, die sollten glückliche Landwirtsfrauen werden; keiner durfte sich ihnen nahen, der nicht ein „freier Bauer“ war. Bei den ersten vier Töchtern ging es ganz glatt: der Alte griff tief in den Beutel, den ihm die herrlichen Rüben-ernten gefüllt hatten, und stattete die Schwiegeröhne mit fetten Gütern aus, was allerseits dankbar anerkannt wurde. Aber der Glanz ließ nach, und es wurden immerfort recht erhebliche Ansprüche an den alten Herrn gestellt; die Schwiegeröhne verstanden

die Wirtschaft doch wohl nicht so recht, oder sie wollten nicht so, wie sie sollten — kurz, als das letzte Töchterlein Mathilde, die acht Jahre jünger war als die vierte Tochter, reif für einen Schwiegersohn war, fand sich, daß es für ein Rübengut nicht mehr ausreichen wollte. Einerlei, eine Gutsbesitzersfrau mußte sie werden, und zwar möglichst bald. Mit achtzehn Jahren muß so ein Mädchen verheiratet sein, meinte der Vater; die älteren Schwestern hatten auch so früh geheiratet. Mathilde hatte auch nie gedacht, daß es bei ihr anders sein könne. Von Kindheit an hatte sie nichts weiter gehört als vom „Segen der Landwirtschaft“, und daß sie eine Landwirtsfrau werden müsse; wie hätte sie gewagt, sich gegen den allgewaltigen Vater aufzulehnen, der keinen Widerspruch duldete!

Und als dann Waldemar Engler austauchte und Absichten auf die jüngste Tochter erkennen ließ, da machte die Angelegenheit schnelle Fortschritte. Waldemar hatte allerdings fast kein Vermögen, aber desto mehr Selbstbewußtsein; — nein, er war ja wohl geradezu ein Idealist, und reden konnte er wie zwanzig Bücher! Solche hervorragenden Kräfte wie er gehörten in die Ostmark. Ein Kulturbringer, ein Vorkämpfer des Deutschtums wollte er werden; er wollte den Polen zeigen, was ein durchgebildeter Landwirt auch auf dem leichten Boden dort zu leisten vermöge! Es gehörten ja so wenig Barmittel dazu; mit geringer Anzahlung kann man in Posen die herrlichsten Rittergüter kaufen. Mathilde verliebte sich schleunigst in den hochgewachsenen Mann mit dem schwungvollen Vornamen, und es dauerte nicht

lange, da war ein Rittergut in der Nähe von Posen gekauft, und Mathilde saß dort als die gnädige Frau Engler mit ihrem Waldemar.

Allerdings war die Anzahlung bedeutend höher gewesen, als anfangs verlautet hatte; aber was halfs, — der alte Herr mußte bezahlen. Er hatte ja doch den schönen Trost, daß nun auch seine Jüngste auf einem Rittergute saß; sein Lebenswerk war vollendet, und nicht lange danach tat er den letzten Atemzug. Das war gut, denn er erlebte nicht mehr, daß der ideale Schwiegersohn den „falschen Waldemar“ gespielt hatte. Der richtige Waldemar kam erst in der Ostmark zum Vorschein, und die Ausführung aller Pläne, die der jungen Braut den Verlobten in so glänzendem Lichte erscheinen ließen, hatte fortgesetzt auf sich warten lassen.

Das Gut war in schlechtem Zustande übernommen worden, und so blieb es auch. Waldemar ließ alles gehen; er kam eher rückwärts als vorwärts. Die großen Worte und schwungvollen Reden waren verstummt. Von einer Verbreitung des Deutschtums und deutscher Kultur merkte niemand etwas auf dem Gute. Im Gegenteil, der Hauptgrundsatz nach berühmten Mustern schien zu sein: nur nicht das Deutschtum hervorkehren und betonen, nur nicht anstoßen bei den Polen, nur nicht versuchen, ihre schlechten Sitten und Gewohnheiten zu bessern! Am besten ist es, man bekümmert sich möglichst wenig um die Wirtschaft. Der polnische Vogt kennt ja den Acker und den ganzen Betrieb, und es ist am besten, wenn man ihm die Sache überläßt. Dann wird man nicht un-

nötig in der Nachtruhe oder im Morgenschlummer und im Mittagschlase gestört; dann kann man mit ruhigem Gemüte und mit warmen Filzschuhen im Winter am Kachelofen und im Sommer mit leichten Pantoffeln in der kühlen, schattigen Veranda sitzen. Natürlich muß man auch ein wenig polnisch lernen, denn es macht einen guten Eindruck auf die Leute, wenn man mit ihnen polnisch spricht. Wie kann man wohl so rücksichtslos sein und von den Leuten verlangen, daß sie die deutsche Sprache ihres Brotherrn sprechen sollen! Ferner imponiert man sich selber und den Landsleuten nicht unerheblich mit den polnischen Sprachbrocken.

Der schwungvolle Waldemar war ein wahres Musterbild des deutschen Spießbürgers geworden: lau und flau, matt und nachgiebig, ohne Tugenden und ohne Laster.

Und so einer war gekommen, um Deutschtum in der Ostmark zu verbreiten und um die Macht der deutschen Landwirtschaft zu zeigen! —

Acht Jahre schon saßen die Englers auf ihrem Sandboden. Kinder hatte Mathilde nicht; anfangs hatte sie sich danach gesehnt, aber das war nun auch vorbei. Waldemar haßte überdies das „ewige Geschrei“ . . . . .

Die junge Frau ging, um sich einen schattigen Platz zum Lesen zu suchen, einen Weg zwischen hohen und dichten Haselnußbüschen entlang. An einem besonders starken Haselnußstamme im Anfange des Weges war ein Holztäfelchen befestigt, auf dem in schwarzer Farbe geschrieben stand: „Haselnußweg“.

Frau Mathilde hatte selbst auf den meisten Wegen des Gartens solche Tafeln angebracht. Es machte ihr Freude, und dann war es ihr auch lieb, daß sie dem Gatten, der sich zuweilen beschwert hatte, er könne sie in dem weiten Garten nie finden, sagen konnte, wo sie sich aufhalten würde: im Buchenhain oder auf dem Kastanienwege, auf dem Ulmenwege oder in der Lannenecke, am Schwertlilienweiher oder auf dem Blumenwege. Durch vieles Lesen hatte sie Sinn und Verständnis für die Natur gewonnen; und es lag auch ein wenig Poesie darin, wenn sie so auf ihren Wegen und in ihren kleinen Gebüschchen und Waldhainen wandern konnte, die sie selbst benannt und teilweise selbst hatte anlegen lassen. Es war ja manches noch niedrig und jung, aber es wuchs strebend und kräftig, und mit der Zeit konnte ein richtiger walddiger Park daraus werden.

Auf einer Steinbank unter einer schattigen Kastanie setzte sich die zarte blasse Frau nieder und schlug das Buch wieder auf. Es war irgend ein Roman, wie sie zu hunderten jährlich entstehen; nicht gut, nicht schlecht. So wie die Kastanien vom Baume fallen, alle Jahre in derselben Zahl, in derselben Art, so fallen diese Bücher jährlich vom Baume der Literatur. Bisweilen hebt man so eine blanke, braune Kastanie auf, freut sich darüber, spielt damit, schnitzt auch wohl einmal daran herum, — dann wirft man sie weg; aber die meisten bleiben unter den gelben Kastanienblättern liegen und werden gar nicht beachtet. Unter diesen unbeachteten ist wohl auch einmal eine besonders schöne und große Kastanie; und

mancher findet in einer lockenden Kastanie, die er aufhob, den Wurm oder die Fäulnis; von außen wars ihr nicht anzusehen.

So eine brave Jahreskastanie war auch das Buch, in dem Mathilde las.

Lesen, lesen, fast jeden Tag; das war das Einzige, was sie noch hochhielt in der Ode und Einsamkeit des abgelegenen Gutshofes. Andere Liebhabereien und Neigungen hatte sie nicht, denn im Elternhause war sie nur auf Haushalt und Landwirtschaft gedrillt worden. Das konnte sie nun nicht einmal verwerten; sie hatte fast nichts zu tun. Das bisschen Haushalt in dem kleinen Häuschen besorgten das Dienstmädchen und die Köchin; Milchwirtschaft und Kleinviehzucht fehlten fast ganz. Ein wenig Anordnen und Helfen beim Staubwischen, — das war ja kaum eine Stunde täglich. Geselligkeit war wenig vorhanden, benachbarte Güter gabs kaum noch, seitdem die Ansiedlungskommission fast den ganzen Kreis aufgekauft hatte und überall die Güter aufgeteilt waren.

Da war denn der Lauf ihrer Tage klar und lange voraus vorgezeichnet: Lesen, lesen und träumen, bei gutem Wetter im Garten, bei schlechter Jahreszeit im Zimmer. Lesen, meist flüchtig, wie es auch das meiste, was sie las, nicht anders verdiente; ohne jedes tiefere Eindringen in Form und Inhalt. Sie füllte sich mit unklaren Vorstellungen und ließ allerlei schwärmende Gedanken fliegen, so wie ein Kind schimmernde Seifenblasen fliegen läßt. Oft sah sie eine endlose Reihe von Jahren vor sich liegen, von

denen eins so gleichmäßig verlaufen würde, wie das andere. Dann dachte sie wieder, es müsse einmal anders kommen; sie müsse ein Glück erringen, eine Liebe erleben, ihre Sehnsucht ausleben können, wie es oft in Geschichten und Gedichten stand. Aber es blieb alles schattenhaft und traumhaft, und ein Jahr nach dem andern ging, und so würde es weiter gehen, endlos — endlos — —

Würde die große Liebe einmal kommen? Sie las so oft davon, aber sie kannte sie nicht. Ein halbes Kind noch war sie ja gewesen, als sie geheiratet hatte; und Liebe war das nicht gewesen, das hatte sie bald gefühlt. Sie war versorgt, sie war eine Frau, — das war alles.

Die Schwestern und Schwager wohnten fern und kümmerten sich nicht gern um die Verwandten in der Ostmark. Im Anfang waren sie zuweilen gekommen, aber es war ihnen unverständlich einfach auf Gut Dombrowko.

„Wie in Sibirien,“ sagte der eine Schwager, der im Winter zum Besuch kam.

„Wie in der Hundetürkei,“ sagte der andere, der im Sommer gekommen war. — — — — —

Es schlug sieben Uhr. Ein Nachmittag war wieder vergangen. Eine Glocke war das nicht, die die Feierabendstunde schlug; eine alte Pflugschar hing an der strohgedeckten Scheune; ein eiserner Klöppel wurde zu den wichtigsten Tageszeiten an das rostige Eisen geschlagen, und das klang hell und weit.

Mathilde stand auf und ging ins Haus zum Abendtisch, denn die geringste Unpünktlichkeit strafte

der große Waldemar durch kleinliches Murren und übelste Laune; es war ihm ohnehin selten etwas recht zu machen. Der Gutsherr saß denn auch richtig schon am Tische, der in dem von Weinlaub umrankten Vorbau gedeckt war, und begann an dem kalten gebratenen Hähnchen umherzustochern, das neben anderen leckeren Gaben für die Abendmahlzeit bestimmt war. Mit den wenig angenehmen Manieren des Halbgebildeten, der nicht fühlt, daß er auch seiner Frau gegenüber die Pflicht hat, sich gesittet zu betragen, aß er hastig und geräuschvoll und achtete nicht der Krumen und Brocken, die in dem schlecht gepflegten Schnurrbarte hafteten. Zwischendurch warf er seiner Gattin in gleichgültigem Gespräch einige flüchtige Sätze hin, nicht anders, wie er die abgenagten Hähnchenknochen nichtachtend auf seinen Teller warf.

Gut und besonders recht reichlich essen; das war ihm ein hervorragender Lebensgenuß; und dann: möglichst wenig arbeiten und denken.

Lesefutter verbrauchte auch er viel; aber nur Futter alltäglichster Art und vom geringsten Werte: Zeitungsklatsch und platte Zeitungsgeschichten, und besonders „spannende“ Kriminalromane, das war seine Liebhaberei. Einige bessere Zeitschriften und die besseren Bücher, die Mathilde las, verachtete er nachdrücklich, und nicht selten gab er seinen Unwillen zu erkennen über das „verdrehte, faselige, phantastische Zeug“. Er hielt seine Frau für „überspannt“, „schmachtend“, „gefühlswufelig“.

Nach der reichlichen Mahlzeit streckte er behaglich

die langen Beine, rauchte und blickte gedankenlos und mit ausdruckslosem Gesichte in den Garten, bis der polnische Bogt kam und die Arbeit des nächsten Tages mit ihm beredete; beide sprachen polnisch, obwohl der Aufseher deutsch sprechen konnte.

Frau Mathilde saß still daneben mit einer gleichgültigen Hätelarbeit; aber bald legte sie die Arbeit zusammen. Es dunkelte, und die kühle Abendluft ließ sie zusammenschauern. Sie ging ins Haus. Noch einige häusliche Arbeit bei der Lampe, ein Aufräumen hier und da, ein Anordnen in der Küche, ein Gang in die Speisekammer — dann kam müdes Gähnen und die Sehnsucht nach Schlaf und Traum. Sie ging in ihre Kammer; Waldemar hatte sein Schlafgemach schon seit einigen Jahren für sich, neben seinem Arbeitszimmer. Er meinte, sein vieles Schnarchen störe sie ja doch nur.

Die schwarzweißroten jungen Störche aus dem Neste, das auf einer abgestorbenen Pappel dicht beim Gutshause saß, machten Flugübungen am frühen klaren Morgen, und die zeitig erwachte Frau Mathilde sah ihnen zu, vom niedrigen Fenster des niedrigen Hauses in die Höhe blickend. Auf dem weiten, ungepflasterten und sandigen Gutshofe ging es lebhaft her. Die polnischen Knechte schirrten die Pferde an die langen, kleinräderigen Leiterwagen, jedes Gespann zu vier Pferden. Die Wagen waren klapperig, schadhast und schlecht gehalten; die Sielengeschirre der Pferde waren grau, schlaff, bummelig, zerrissen

und stellenweise mit Stricken und Bindfaden „ausgebessert“. Ein Sattler war ein seltener Gast auf dem Gute; wenns gar nicht mehr gehen wollte, wurden neue Geschirre gekauft, was einfacher und bequemer erschien. An der Seite jedes Sattelpferdes baumelte schief eine roh bearbeitete Holztafel, auf der in kunstlosen Buchstaben mit schwarzer Farbe nachlässig gemalt stand: „Dominium Dombrowko“. Waldemar Engler äßte natürlich auch die Geschmacklosigkeit aller deutschen Gutsbesitzer in der Ostmark nach und nannte sein Rittergut „Dominium“ nach dem Muster der polnischen Gutsbesitzer; das schien ihm viel vornehmer und volltönender zu klingen, als das deutsche „Gut“ oder „Rittergut“.

Jeder „Fornal“ — Pferdeknecht — schwang die Länge, aus einem Birken- oder Eichenzweige selbst hergestellte Peitsche mit dem langen Lederriemen, und mit schlaffen Zügeln trabten die Biergespanne vom Hofe.

Der erste Aufseher Stanislaus Filut — auf deutsch „Schlaukopf“ — ging langsam in den Ochsenstall, wo das Mastvieh stand, um das Füttern der Tiere zu überwachen; von Milchkühen waren nur wenige für den Milchbedarf der Gutsherrschaft vorhanden.

Frau Mathilde sah das alles mit einer gewissen träumenden Gedankenlosigkeit; es war ja fast täglich dasselbe Bild um diese Jahreszeit; wie alles, was sich hier ereignete, immer dasselbe. Und sie hatte nicht gelernt, diesen Bildern und Vorgängen einen höheren Sinn beizulegen.

Waldemar schlief noch; er schlief immer lange, auch im Sommer; kaum, daß er sich während der Erntezeit eine Stunde früher aufraffte. Anfangs hatte seine Gattin auf ihn einzuwirken versucht, aber schon seit Jahren hatte sie das als nutzlos aufgeben müssen; auch einen Nachmittagschlummer hielt Engler für überaus notwendig und erquickend.

Auf den Kaffeetisch, an dem die Eheleute einsilbig saßen — Waldemar war sehr schlecht gelaunt, denn er streckte verdrießlich die dicke Unterlippe noch mehr vor als gewöhnlich —, legte der Botenjunge, der jeden Morgen nach der Stadt fuhr, um die notwendigen Einkäufe zu besorgen, die Postsachen, die er gleichzeitig mitbrachte. Engler griff zuerst nach einem Briefe, der mit schöner, klarer Handschrift an ihn gerichtet war.

Beim Lesen schob sich die Unterlippe immer weiter vor.

„Unsinn“, oder „glaube ich wohl“, „das möchte er wohl“, knurrte er beim Lesen ein paarmal halblaut, und als er den Brief gelesen hatte, legte er ihn nicht aus der Hand, obgleich Mathilde die Finger danach ausstreckte.

„Sei doch nicht so neugierig, ich habe kaum selbst gelesen,“ fuhr er seine Frau ziemlich unfreundlich an, gab aber dann doch den Bogen hinüber, wobei er sagte:

„Mein Nefte Reinhold Bartels — habe dir ja schon öfter davon erzählt, der Philologe — will uns diesen Herbst besuchen. Hat erstes Examen gemacht, will sich erholen. Na, dann sind wir gut genug,

sonst kennen sie uns nicht. Paßt mir nicht, die Sache. Hier ist doch schließlich kein Sanatorium!”

Mathilde las, und der Brief, in dem der ihr persönlich unbekanntes junge Mann in einfacher, offener und bescheidener Art die Bitte aussprach, einige Wochen auf dem Gute der Verwandten verbringen zu dürfen, berührte sie angenehm. Reinhold schrieb, er habe sehr angestrengt gearbeitet; zu weiteren Reisen und kostspieligen Erholungen habe er keine Mittel.

„Darf ich bei Euch spazieren gehen, Milch trinken und Apfel essen? Ich will auch ganz artig sein, und Ihr sollt keine Mühe und Last mit mir haben,“ lautete eine Stelle gegen den Schluß des Schreibens.

„Du schreibst doch, daß er kommen darf, Waldemar?“

„Das dachte ich mir doch, daß du wieder Feuer und Flamme bist!“

„Es wäre doch geradezu verlezend für deinen Neffen, wenn“ — —

„Spare nur deine Worte. Ich weiß schon. Meinetwegen mache, was du willst, von mir verlanget aber nicht, daß ich mich darum kümmerge. Da wird wieder das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Na ja, so ein Philologe! Kann ich mir denken. Der schwärmt dann auch für Gedichte und solche verhimmelnde Literatur, da könnt Ihr Euch dann beide zusammentun. Bloß mich bitte ich zu schonen.“ — —

Ohne weitere Verhandlungen mit ihrem Manne schrieb Mathilde noch an demselben Tage an den

Neffen, daß er willkommen sei; er möge nur bald kommen, so lange die Spätsommerzeit noch nicht verstrichen sei, und seinen Aufenthalt nicht so kurz bemessen.

Zu ihrer Bereitwilligkeit bestimmte sie außer der Empfindung, daß sie dem Verwandten gegenüber zu Gastfreundschaft und Entgegenkommen verpflichtet sei, nicht minder die Hoffnung, daß sie eine anregende Persönlichkeit aufnehmen würde, von der vielleicht eine nachhaltige Belebung und Bereicherung ihrer Gedankenwelt ausgehen könne. Es sollte werden wie ein erfrischender Regen, der auf das Stoppelfeld mit den Hungerblümchen und den matten Kornblumen fiel; und als eine erfreute Antwort des Erwarteten eintraf, da wurde das kleine Gastzimmer im Giebel des Häuschens sorgsam gerüstet.

Als eine unangenehme Ablenkung von ihrer Vorfreude empfand Mathilde am Nachmittage vor dem Eintreffen des Neffen den Besuch des Distriktskommissars und seiner Gattin aus dem Städtchen. Die langen acht Jahre hindurch verkehrten Englers schon mit den Leuten, und man hatte sich wohl aneinander gewöhnt, aber an diesem Tage war Mathilde wirklich froh, als die Britschke mit den beiden langschweifigen Braunen wieder vom Hofe rasselte.

Es war ja immer dieselbe Unterhaltung mit der „gnädigen Frau“ und mit dem großen, dicken alten Manne, der in früheren Zeiten wohl seine Verdienste als tüchtiger Beamter gehabt haben mochte, aber die jetzige Zeit durchaus nicht mehr verstand; er zehrte nur noch von seinen Taten und von der Erinnerung

daran, wie ein Hase zur schneereichen Winterszeit von seinem Fette zehrt, das er sich an der reich besetzten Tafel des Herbstes angefüllt hat. Dieser brave Kommissarius hatte es sich schon längst zur Regel gemacht, in seinem Amtsbezirke alles gehen zu lassen, wie es wollte. Nur immer hübsch gemäßig und nachgiebig nach oben und unten, nur keine Neuerungen und Verbesserungen, nur kein Betonen des deutschnationalen Standpunktes, denn das macht böses Blut. Immer recht freundlich und nachgiebig; wenn man auch noch so groß und dick ist, man windet sich durch wie ein Kal. Nur keine Gesinnung zeigen oder einen harten Kopf; wie aus Gummi muß der Schädel sein; das gibt wohl hier und da mal einen leichten Eindruck, aber nachher sieht man nichts mehr. Und Berichte nach oben sind leicht geschrieben; das Aktenpapier sträubt sich nicht. Berichte schreibt ein kluger Mann so wie sie gewünscht werden. Dann bleibt man in dem guten Rufe eines gemäßigten und tüchtigen Beamten, und die behagliche Verdauungsruhe wird nicht gestört durch überflüssige Aufregungen und äußere und innere Kämpfe. Man wird uralt und dick dabei, und so ein Mann in seiner rundenbauchigen Behäbigkeit macht einen sehr beruhigenden Eindruck auf die verschiedenen Schichten der Bevölkerung.

\*  
\*  
\*

Reinhold Bartels war fröhlich in den Jagdwagen gestiegen, den Onkel Engler zu der einige Meilen entfernten Bahnstation geschickt hatte. Der

jugendliche Kutscher Thaddäus mit dem strotzenden, finnigen Gesichte, der Stupsnase und der breiten, vorspringenden Stirn setzte die Gänse in raschen Trab, und der schlecht gehaltene, klapperige Wagen rasselte geräuschvoll auf der ebenen Landstraße, zwischen Stoppelfeldern, Wiesen, Torfstichen, kleinen Birken- und Kiefernwäldchen. Kein Dorf lag an der Straße, nur hier und da wurden einzeln oder in Reihen kleine, saubere und neue Ansiedlerhäuser sichtbar, denn die Ansiedlungskommission hatte in diesem Kreise eine besonders rege und segensreiche Tätigkeit entfaltet.

Reinhold richtete mehrfach Fragen an den polnischen Jüngling auf dem Kutscherbock, erhielt aber nur Antworten in polnischer Sprache, die er nicht verstand.

„Sie müssen doch Deutsch sprechen können,“ sagte er schließlich unwillig. „Sie sind doch kaum ein paar Jahre aus der deutschen Schule heraus!“

Aber der störrische Thaddäus antwortete von da ab überhaupt nicht mehr, und Reinhold merkte, daß er nicht deutsch sprechen wolle. Als Mitglied eines wissenschaftlichen und national gesinnten Studentenvereins war er über die Ostmarkenfrage unterrichtet und machte sich bereits allerlei Gedanken darüber, daß der Kutscher eines deutschen Gutsbesitzers die deutsche Sprache nicht verstehen und sprechen wolle.

Nach fast zweistündiger Fahrt, zuletzt in sandigem, tiefgleichem Feldwege, tauchte eine zusammenhängende kleine Gruppe von niedrigen Häuschen auf; etwas weiter ab davon Scheunen und Stallungen, der

Schornstein einer Brennerei und ein großer baumreicher Garten.

Eine große weiße Taube flog mit dem Wagen; vom Gutshofe her schwang sich eine andere weiße Taube ihr entgegen. Spielend und sich jagend leuchteten nun auf und nieder die Vögel mit den weißen Schwingen, hin und her vor dem Wagen, und Reinhold freute sich an dem munteren Fluge. Noch über den Gartenbäumen tummelten sie sich, bis plötzlich die eine Taube mit schnellem Fluge wieder in der Ferne verschwand.

Thaddäus zeigte mit der Peitsche und sagte kurz: „Dombrowko.“

Reinhold vermisse das Bohnhaus der Gutsheerrschaft; wo war das eigentlich? Doch nicht etwa diese kleine Hütte mit dem Vorbau, wo der Wagen jetzt hielt? Ganz niedrig, einstöckig, zwei Fensterchen rechts, zwei Fensterlein links von der Haustür, aus schlechten Backsteinen, — ein Haus, mit dem im Westen ein Aufseher kaum zufrieden war.

Aber Reinholds bescheidener und harmloser Sinn wob gleich darauf die Goldfäden der Genügsamkeit um das schlichte Bauwerk, und er freute sich, daß dieses Häuschen in dem noch grünenden und sommerlich blühenden Garten lag, den die Nachmittagssonne durchleuchtete. Und er sah, wie die Obstbäume dort schwere Frucht trugen; rotwangige Äpfel schimmerten ihm verheißungsvoll entgegen. Mit solcher frischen Apfelröte wollte er wieder seine blassen Wangen färben. Und fröhliche, hoffnungsvolle Ge-

danken umflatterten ihn wie die weißen Tauben auf dem Wege . . . . .

Aber kam ihm denn niemand aus dem Hause entgegen?

Ja, ein junges Mädchen mit einem zarten, ernstern Gesichte, dunkeltem, glatt gescheiteltem Haar, mit großen braunen Augen, im hellen, duftigen Sommerkleide trat jetzt in den Vorbau.

Das war wohl das Hausfräulein, die Gesellschafterin der Tante, oder . . . .

„Willkommen, Herr Nefte,“ sagte sie lächelnd, und streckte ihm die Hand entgegen.

„O, entschuldigen Sie,“ stotterte Reinhold ziemlich zwecklos. „Guten — — guten Tag!“

Also dieses „junge Mädchen“ war die Tante Engler, die er sich somit ganz anders vorgestellt hatte; er hatte immer gedacht, diese landwirtschaftliche Tante in Polen müsse einem biedereren Butterfasse gleichen und im grauen Arbeitsgewande mit dem gewaltigen Schlüsselbunde rasselnd Tag und Nacht ruhelos und arbeitsam in Küche und Keller, Garten und Hof umherziehen; in unbewachten Augenblicken hatte er ihr sogar Holzpantoffeln zugetraut. Und nun stand diese schlanke, elfenhafte Gestalt vor ihm und stellte sich als seine Tante heraus. Das brachte ihn geradezu in Verlegenheit.

Mathilde empfand eine unbewußte Freude an dem großen, etwas unbeholfenen Menschen; es war ihr angenehm, daß er nicht so ein mit allem fertiger Gesellschaftermensch war, der mit zehn Verbeugungen in der Minute und zwölfmaligem Gebrauch der An-

rede „gnädigste Frau“ in derselben Zeit sich überall als Muster von Bildung und Gewandtheit hinstellte, während in Kopf und Herz eine seelenlose Leere herrschte, wenn nicht gar völlige Flachheit oder frühe Verdorbenheit hinter dem glatten Außern steckte.

Was für klare, zutrauliche Augen er hatte, der Reinhold!

„Wo ist denn der Onkel?“ fragte er jetzt, ohne eine Anrede zu gebrauchen, denn er wußte wirklich nicht, wie er zu diesem anmutigen Wesen sagen sollte. Frau Engler — gnädige Frau — Frau Tante — das paßte doch alles nicht. Nein, das würde sich ja mit der Zeit finden.

„Baldemar wird wohl in der Brennerei sein; es sind verschiedene Ausbesserungen vorzunehmen. Zur Kaffeestunde wird er aber wiederkommen.“

„Ich habe ja den Onkel seit zehn Jahren nicht gesehen; er wird mich wohl nicht wiedererkennen, denn damals war ich noch Tertianer.“

„Wie alt sind Sie denn jetzt?“

„O, schon dreiundzwanzig.“

„O, ich bin schon sechsundzwanzig,“ sagte Mathilde lachend.

„Erst?!“ sagte Reinhold mit ehrlichem Erstaunen. Dabei dachte er aber gleich hinterher, daß sie doch eigentlich noch jünger aussähe.

Die beiden gingen ins Haus und in das Wohnzimmer links.

Die Fenster lagen nach der Gartenseite; nach der Hofseite lag noch ein einfenstriges Zimmer, daneben Mathildes Schlafzimmer.

Die Einrichtung der Bohnstube war reichlich einfach; Baldemar widersetzte sich allen Verbesserungen und Neuanschaffungen.

„Hat keinen Zweck. Zu uns kommt ja doch keiner.“

Daß man sein Haus besonders für sich hat und für sich schmückt und behaglich ausstattet, der Gedanke war ihm noch nicht gekommen. Bilder an den Wänden liebte er nun schon gar nicht, und Mathilde, die durch das Lesen ihrer Zeitschriften und Bücher zu allerlei Wünschen angeregt wurde, hatte seine grämliche Laune schon oft bis zur beleidigenden und wegwerfenden Nichtachtung ihrer Bestrebungen gesteigert, so daß sie jetzt schon längst davon stillschwieg.

So sah denn der Gast weiter nichts in dem Zimmer, was seine Aufmerksamkeit und Teilnahme erregen konnte, außer einem ziemlich großen Büchergestell an der Wand und einem Tischchen mit Büchern und Zeitschriften.

Mathilde machte sich an dem gedeckten Kaffeetische zu schaffen; das polnische Hausmädchen Severina hatte wieder so mancherlei vergessen. Reinhold blickte durch das Fenster und sah seinen Onkel von der Brennerei her durch den Garten schlendern: er war ja recht feist geworden, aber die Falten in den schlaffen, fetten Wangen waren früher noch nicht gewesen. Nun ja, so ein strebsamer deutscher Landwirt in der Ostmark hat seine Sorgen.

Die Begrüßung fiel ziemlich frostig aus, und der Besuch wußte nicht so recht, was er von dem

Onkel halten sollte; aber Mathilde glich alles wieder aus durch geflüchtliches Entgegenkommen und haus-  
frauliche Sorglichkeit.

Am Kaffeetische offenbarte Onkel Engler seine gewöhnliche schlechte Laune gleich gründlich; er knurrte und murrte über alles. Kein Sonnenschein kam ihm rechtzeitig und kein Regen; Himmel und Erde verfolgten ihn mit ihrem Haß; nichts geriet ihm ordentlich, er mochte anfangen, was er wollte. Er war nun einmal zum Unglück bestimmt und mußte sein Leben lang auf dieser elenden Klitsche sitzen.

Dabei warf er seiner Frau Blicke zu, als ob einzig und allein sie daran schuld sei.

Seine Schwäger, ja, die hätten besser; die saßen auf ihrem fetten Rübenboden und in richtigen Schlöffern.

Warum wolle die Ansiedlungskommission sein Gut nicht kaufen, obgleich er es ihr mehrere Male angeboten habe? Natürlich, einen anständigen Preis wolle sie niemals geben, halb geschenkt wolle sie alles haben.

Daß er einen geradezu unsinnigen Preis gefordert hatte, verschwieg er natürlich.

Der Domänenfiskus habe den Kauf von Domrowko auch abgelehnt; sogar verschiedene Polen, denen er das Gut dann angeboten habe, hätten es nicht kaufen wollen. Nun sei es ihm gleich, nun wolle er hier sitzen bis in alle Ewigkeit, und, wenn es verlangt würde, nach dem Tode noch auf diesem Sandboden als Gespenst spuken gehen.

Alle Lust zum Wirtshafte habe er schon längst verloren, und vielen andern Besitzern ginge es ebenso. Soviel, daß er nicht zu hungern brauche, käme gerade noch heraus, und damit sei's genug. Das Einzige, was zuweilen noch ein wenig einbrächte, sei die Schnapsbrennerei; aber manchmal wüchsen nicht mal mehr anständige Kartoffeln auf dem vermaledeiten Acker!

Natürlich widersprach ihm niemand der beiden Zuhörer; die Gattin kannte sein Zetern schon und wußte, daß jeder Einspruch nutzlos war, und Reinhold schwieg aus Bescheidenheit, obgleich er soviel einsah und wußte, daß ein wirklich tätiger und eifriger Landwirt auch in „Polen“ vorwärts kommen kann. Jedenfalls nötigte ihm die Sache eine gewisse Teilnahme ab, und er faßte den Vorsatz, die Verhältnisse und Zustände hier ein wenig zu erkunden; sein eigentlicher Zweck der Erholung brauchte ja dabei keinen Schaden zu erleiden.

So machte denn der junge Philologe allerlei Beobachtungen, als ihn der Gutsbesitzer im Anschluß an seine Auseinandersetzungen am Kaffeetische auf seinen Wunsch in Hof und Ställen umherführte und ihm auch die Brennerei zeigte, die allerdings jetzt nicht im Betriebe war. Fast alles, was Reinhold sah, machte auf ihn den Eindruck der Vernachlässigung, oft des Kümmerlichen. Zämmerlich sahen die niedrigen, langgestreckten Scheunen und Ställe mit den Strohdächern aus; die Wände waren teilweise aus schlechtem Lehmfachwerk gebaut und sahen aus, als ob ein einigermaßen stämmiger Ochse sie spielend

einrennen könne. Die achtzehn oder zwanzig Pferde waren mager, klein, trübselig.

„Koggen müssen sie im Winter fressen,“ sagte Engler. „Woher soll dabei Mut und Feuer und frisches Aussehen kommen!“

Nur die Kutschpferde, die der Gutsherr zu seinen häufigen Fahrten in die Stadt gebrauchte, sahen besser aus; es waren auch keine polnischen, sondern ostpreussische Pferde. Einen leidlich guten Eindruck machte auch der Mastviehstall, denn Mastochsen bildeten die besondere Schwärmerei des Herrn auf Dom browko; und als der Gast die Tiere lobte, verklärte ein freudiger Schimmer das feiste Angesicht des Besizers.

„Hier sind unsere Milchkühe; trinke dich nur jeden Tag ordentlich satt. Du siehst ja ganz verstudiert aus,“ meinte er im Anschluß daran wohlwollend. „Einen großen Milchviehstall mag ich mir nicht halten, ich habe kein Futter dazu. Ich bin froh, wenn ich mein bißchen Roggen, Hafer und Kartoffeln gebaut habe. Selber buttern ist zu umständlich, und jeden Tag mit der Milch zehn Kilometer weit nach der Molkerei gondeln, das ist auch kein Genuß.“

Reinhold meinte, ob denn nicht des Düngers wegen Kühe gehalten werden müßten; er habe es so von Landwirten gehört. Da wurde der Onkel aber schon wieder kraßbürstig und sagte, davon verstehe der Nefte nichts, überhaupt sei für den Dünger das Mastvieh da. Und wenn man diesen blödsinnigen Sandboden mit Dünger ganz zudeckte, das nütze auch noch nicht viel.

Im Mastviehstalle sprach Engler mit dem Futterknechte polnisch, und als Reinhold darüber seine Verwunderung aussprach und meinte, man müsse doch mit den Leuten deutsch sprechen, da hatte er es wieder ganz mit dem Onkel verdorben.

„Du hast klug reden! Was mache ich aber dann, wenn mir meine polnischen Leute auffällig werden und weglaufen? Hier wird nun einmal polnisch gesprochen, und da muß man sich assimilieren!“

Reinhold schwieg, dachte aber, daß man sich nun nicht mehr zu wundern brauche, wenn bei solchen Ansichten und solcher unangebrachten Nachgiebigkeit die deutsche Sprache im Lande keine Fortschritte machte. Er schämte sich für seinen Onkel, der als Herr und Arbeitgeber nicht einmal soviel Macht über seine Leute hatte, daß er seine Muttersprache mit ihnen sprechen durfte.

Die Untergebenen zwingen dem Herrn ihre Sprache auf!

Reinholds deutsches Herz empörte sich.

Er hatte es immer nicht recht glauben wollen, wenn er in den Zeitungen so oft von der nationalen Schlassheit und schwächlichen Nachgiebigkeit der Deutschen in der Ostmark las — gleich heute hatte er Beweis genug, und schmerzlich war es ihm, daß ihm diesen Beweis sein eigener Oheim liefern mußte, der da so großspurig und breitbeinig vor ihm herstiefelte. Diese Reckengestalt, aber so verbummelt und erschlaft, daß sie sich vor einem kleinen krummen polnischen Futterknechte fürchtete! Dieses große Mundwerk, das nicht wagte, den Untergebenen Deutsch beizubringen!

Wer doch da aufwecken, wachrufen, ermuntern könnte!

Einige Krähen hüpften langsam, steif und unbeholfen auf dem Hofe umher; ein paar junge Hähne kamen und jagten sie mit leichter Mühe beiseite. Gerade wie solche langsamen, matten Krähen kamen Reinhold in diesem Augenblicke die Deutschen vor, die vor den kleinen polnischen Hähnen zurückweichen. Adler, deutsche Adler, mit ruhigen, mächtigen Flügel schlägen, Adler, die auch einmal die scharfen Klauen und spitzen Schnäbel zu gebrauchen wissen, wenns not tut, gehören in dies Land, wenn es deutsch werden soll, nicht solche steifen, matthüpfenden Krähen, die bestenfalls kopfnickend einherstolzieren, aber mit Würmern und Abfällen vorliebnehmen.

In jugendlicher Begeisterung nahm sich Reinhold vor, so ein Adler zu werden und als Lehrer und Erzieher der ostmärkischen Jugend seinen stolzen Flug beizubringen, auf daß nach Jahrzehnten kein deutscher Herr und kein deutscher Mann seine Sprache verleugnen und mit seinen Knechten polnisch sprechen solle!

Bis in Schlaf und Traum hinein folgten ihm diese Gedanken, und als er am Morgen in seinem Siebelstübchen erwachte, sah er den Traum als gute Vorbedeutung an, denn er erinnerte sich an den Spruch, daß stets in Erfüllung gehe, was man in der ersten Nacht unter einem fremden Dache träume.

\* \* \*

Waldemar Engler kümmerte sich nicht viel um seinen Neffen, und so sah sich dieser auf Mathildes Gesellschaft angewiesen, wenn er nicht allein in dem weiten Garten mit den stillen, schattigen, verschlungenen Pfaden und dichten Gebüsch umherwandelte, oder weitere Ausflüge in das Feld und zu den kleinen Fichten- und Birkenbeständen unternahm.

Schon am ersten Morgen hatte ihm Mathilde das verwandtschaftliche „Du“ angeboten.

„O, gern,“ sagte er lachend. „Aber ich kann doch nicht Tante sagen? Das will mir nicht über die Lippen. Sie sind — Du bist ja doch so jung. Tanten sind doch immer alt.“

„So sage einfach „Mathilde“ und sei mein guter Kamerad.“

Er stimmte freudig zu; diese Kameradschaft sollte ihm nicht schwer werden, denn von der ersten Stunde an hatte er sich hingezogen gefühlt zu der stillen, anmutigen jungen Frau. Bald hatte er erkannt, daß sie sich nicht glücklich fühlen konnte neben dem launischen Gatten, der träge und unlustig zu allem Höheren war und an ihren Leiden und Freuden nicht den geringsten Anteil nahm. Mit dem Scharfblicke des angehenden Erziehers sah er, daß mancher gute Keim in dieser verschüchterten Frauenseele schlummerte, und daß es nur von Kindheit an versäumt worden war, diesen guten Boden zu beackern und zu bebauen.

Zuerst und am meisten freute ihn ihr Sinn für Literatur, wenn er auch merkte, daß es mit dem richtigen Verständnis nicht selten schlecht bestellt war;

es hatte auch hier an der nötigen Ausbildung und Kritik gefehlt, so daß neben edlen Blumen auch allerlei Unkraut oder nichtiges Gras emporgewachsen war. Reinhold wußte, daß eine Frau, die Anteil an der Literatur nimmt, und die gute Zeitschriften und Bücher liest, in jedem Falle geistig viel höher steht als solche, die ihren ganzen „Kunstsin“ in Musikschwärmerei und Klavierspielen zum Ausdruck bringt.

Mathilde las regelmäßig einige wirklich gute literarische Zeitschriften und hatte in ihrer Bücherei viele wertvolle alte und neue Bücher. Das waren geistige Berührungspunkte und Anknüpfungspunkte genug für die beiden.

Ein neues Leben schien für die junge Frau zu beginnen, ein Leben mit nie gekannten, harmlosen Freuden. Sie wußte jemand in ihrer Nähe, mit dem sie über ihre Lieblingsdichter, über Geschichten und Gedichte sprechen konnte; sie konnte einen Kundigen fragen, wenn sie etwas nicht verstanden hatte, und sie erhielt freundliche und aufklärende Antwort, während sie dem Gatten gegenüber schweigen mußte, wenn sie nicht eine verächtliche, abweisende Bemerkung hören wollte.

Oft lasen sie sich gegenseitig vor, im Almengange oder in der Tannenecke, im Haselnußwege oder auf dem Blumenwege — Reinhold freute sich über diese Bezeichnungen —, und wenn Mathilde am Nachmittage neben Reinhold im Buchenhain stand und über das weite Stoppelfeld blickte, über das hinaus sonst ihre sehnenenden Gedanken in die Ferne gezogen waren,

dann wünschte sie sich nicht mehr fort von ihrem einsamen Gute.

Bald waren Reinhold und Mathilde nicht nur des Nachmittags, sondern auch des Vormittags fast unzertrennlich. In seiner harmlosen, liebenswürdigen Art begleitete Reinhold die jugendliche Tante sogar in Küche und Speisekammer, nahm an allen Kleinigkeiten der Hausfrau Anteil, wußte allem irgend eine Bedeutung und Wichtigkeit beizulegen, und griff sogar, halb im Scherz, halb im Ernst, hier und da hilfreich zu. Beim Hühnerfüttern trug er das Korn und half austreuen, und gegen Abend wurden die Eier in Scheune und Stall gemeinschaftlich gesucht; eine besondere Freude war es, wenn sich auch im Garten an bald bekannten Plätzen im Gebüsch ein verlegtes Ei fand.

Wenn irgendwo im Hause ein Nagel einzuschlagen war, oder ein Paket, eine Kiste zu öffnen, so war Reinhold bereit; einmal klebte er sogar ein Stück der schadhaften Tapete im Wohnzimmer wieder an.

Seine Ausflüge ins Feld wurden immer seltener und kürzer; nur an einem Vormittage unternahm er mit Baldemar, der gerade gut gelaunt war und dem Neffen die vielgeschmähten Äcker zeigen wollte, eine weitere Rundfahrt.

Ein großer Genuß für Reinhold und Mathilde war das tägliche gemeinsame Apfelschmausen im Garten; frisch, wie sie vom Baume gepflückt und geschüttelt wurden, verspeisten die beiden die süßen und die sauren Äpfel, und es bekam ihnen wohl. Sie blühten auf und wurden rosig wie die Borsdorfer.

Oft waren sie schon am frühen Morgen im Garten, wenn Waldemar noch schlief. Der bummelte dann, wenn er sich seufzend erhoben hatte, bis Mittag in seiner Wirtshaus umher, nach dem reichlichen Mahle schlief er wieder; nachmittags las er in der Stube oder er fuhr in die Stadt oder sonst irgendwohin; nur abends saßen alle gemeinsam, je nach der Witterung, in der Wohnstube, im Vorbau oder auf irgend einer Gartenbank.

Von den Arbeitern des einsamen Gutes und von ihren Familien hatte Reinhold noch nicht viel gesehen; aber eines Morgens wurde ihm Gelegenheit gegeben, ihre Verhältnisse kennen zu lernen. Er wollte gerade mit Mathilde in den Garten gehen, als er eine noch junge Arbeiterfrau, nachlässig und dürftig gekleidet, barfuß, mit ungekämmtem dunkeln Haar, auf das Haus zulaufen sah; die Frau schwenkte die Arme und weinte laut und jämmerlich in den höchsten Fisztönen. Nach Landesfite fiel sie vor der Gutsherrin auf die Knie, griff nach den Händen und küßte sie und gab eine strömende Flut von polnischen Klageworten von sich. Das Geheul lockte die Magd Severina herbei, die dann der Herrin verdolmetschte.

Ein vierjähriges Kind der Frau hatte sich an der Tür des Kochherdes zu schaffen gemacht, während die Mutter die Schweine fütterte; glühende Torfstücke waren herausgefallen und hatten das Zeug des Kindes in Brand gesetzt. Dann waren Gesicht und Hände des armen Mädchens stark verbrannt. Der Pan Doktor solle doch schnell, schnell geholt wer-

den, und die gnädige Frau sollte doch gleich kommen und dem Kinde helfen. Das Mädchen würde ja sterben, sterben; nein, es sei fast schon tot. Und der Propst müsse auch geholt werden. O, das Unglück, das Unglück!

Die Herrin war ziemlich ratlos, und suchte sich, wenn auch voll schonenden Mitleides, des unablässigen Händeküssens zu erwehren. Sie ging ins Haus und holte auf Reinholds Rat Öl und Wundwatte. Dann machten sich die beiden auf den Weg nach den Arbeiterhäusern, die einige hundert Meter abseits an einem Feldwege lagen.

Es waren fünf oder sechs niedrige Hütten aus Lehmfachwerk; nur eins der Häuschen war aus unansehnlichen Ziegelsteinen gebaut und hatte ein flaches Pappdach, während die übrigen mit dicken Strohdächern versehen waren. Vor jedem Hause umgab ein roher, schadhafter Zaun aus Baumzweigen und Stangen ein wenig gepflegtes Gärtchen, in dem kümmerliches Gemüse wuchs, oder hier und da einige Sonnenblumen. Leuchtend standen die schönen, gelbflamigen Blumen da, und sie paßten so zu den ärmlichen Hütten, wie wenn eine alte, bettelarme, dürre Frau sich bunte Bänder in das dürftige, greise Haar flücht.

Schmutzige, halbnaakte Kinder spielten auf dem sandigen Wege zwischen Hühnern und jungen Gänzen, häßliche kleine Hunde kläfften gellend; aus den Ställen, die aus Brettern roh gezimmert die Giebelwände der Hütten zierten, ertönte das Grunzen der Schweine.

Die polnische Frau war vorausgelaufen und stand, immer noch weinend, winkend in der niedrigen Haustür. Die Hülfebringer traten ein; von der Treppe, die nach oben zu dem niedrigen Bodenraum führte, flogen ein paar erschrockene Hühner um die Köpfe der Besucher, und in der Stube pickten Hühner an Brotrinden umher, die auf dem unebenen Lehmfußboden lagen. Fast fiel Reinhold über einige große, flache, gelbbraune Brote, die, frisch gebacken, zur Abkühlung auf der Erde lagen, die die frischen Spuren der suchenden Hühner trug.

Eine schwüle, dunstige Hitze herrschte in dem niedrigen Stübchen, dem das einzige kleine Fenster nicht genügend Licht und Luft zuführen konnte.

Aus einem der drei unsauberen Betten ertönte ein trauriges Winseln; dort lag das verbrannte Kind und streckte hilflos die geröteten, mit Blasen bedeckten Hände empor. Die Lippen waren unförmlich geschwollen, Wangen und Stirn mit Blasen bedeckt, teils rot, teils schwarz von Ruß und Rauch. Die Augen konnte das arme Würmchen nicht öffnen.

Der Gutsherrin kamen schimmernde Tränen ins Auge, und auch Reinhold fühlte sich von warmem Mitgefühl ergriffen.

„Wenn Dir doch bald geholfen würde, Du armes Kind,“ sagte er leise, und in Gedanken setzte er hinzu:

„Dir und euch allen hier, die ihr in geistiger Dunkelheit und äußerem Elend eure Tage verbringt. Euch allen hier, die ihr nicht wißt, wie schön das Leben sein kann auch in Einfachheit, auch in Dürftigkeit. Folgt doch nicht den falschen Führern, die euch

am Bande ihrer herrschsüchtiger Selbstsucht leiten. Werdet deutsch und befreit eure Seele von dem finstern und harten Zwange, dann wird wahre Zufriedenheit und ein Glück, wenn auch nur ein bescheidenes, über euch kommen.“

Während die Gutsherrin mit leiser, linder Hand das klagende Kind zu beruhigen strebte, die verbrannten Stellen mit Wasser kühlte, und dann weiche Watte auflegte, sah sich Reinhold in dem winzigen Stüblein um.

Grell bunte Muttergottesbilder, Heiligenbilder und Bilder von Päpsten und Bischöfen hingen in wertlosen, verstaubten Rahmen an den Wänden. Das Geschirrbrett neben dem Kamin war mit zackigen Spitzen aus Zeitungspapier geschnitten, verziert; rote, grüne, gelbe Papierschleifen gaben hier und da der trostlosen Kalkwand einen Schimmer von Freude, und Reinhold sah in diesem dürftigen Schmucke das Bestreben der armseligen Hüttenbewohner, ihre Armlichkeit ein wenig freundlicher zu gestalten. Wie leicht konnte dieser kümmerliche Reim zum Wachsen gebracht werden! Wer doch dazu einen hellen Sonnenstrahl in die Seelen dieser Armen schicken könnte!

An einem langen Draht hing von der Zimmerdecke die Lampe herab, von Fliegen umschwärmt, die auch die ganze Stube durchsumnten. Ein muffig-säuerlicher Geruch stieg von einem großen Fasse auf, das in einer Ecke neben der unbedeckten Wassertonne stand: der selbsteingemachte Sauerkohl war darin, ein Nahrungsmittel, das häufig auf dem Tische erschien. Ein Haufen von Kartoffeln lag in einer Höhlung

unter dem Bette, nur flüchtig mit dünnen und morschen Brettern zugebedt.

Ach, wie dünkte ihn das alles so kümmerlich und trostlos! Und doch, wie er die weinende Mutter und die tröstende Frau am Lager des Kindes stehen sah, da fühlte er, daß auch in dieser verkommenen Armut das heilige, sanfte Licht der Mutterliebe leuchtete, und daß das Mitleid eines fühlenden Herzens vieles gut machen konnte, was in ihrem schwarzen Lofe diesen Armen böse zugefallen war.

Unter übertriebenen Dankesbezeugungen der polnischen Frau verließen die beiden Helfer das Haus, und tief atmeten sie, als sie aus der dunstigen Enge wieder in die Strahlen der lieben Gottessonne traten.

Die spielenden Kinder starrten ihnen nach; noch nie hatten sie ja die Gutsherrin hier gesehen.

Langsam und leise sagte Reinhold:

„Könnt Ihr denn nicht sorgen, du und dein Mann, daß es den Leuten besser geht? Es ist ja ein grenzenloses Elend!“

Mathilde schwieg; sie raffte ihr helles Kleid und senkte den Kopf.

„Mathilde, du hast es wohl selbst bis jetzt nicht gewußt, wie es hier aussieht?“

„Nein,“ sagte sie kurz und sah ihn freimütig mit den glänzenden braunen Augen an.

Reinhold schüttelte betrübt den Kopf.

„Wie ist das möglich? Es sind doch Eure Arbeiter, Eure Häuser!“

„Als ich hierher kam, war ich noch zu unerfahren, um über so etwas nachzudenken. Und Walde-

mar hatte mir überhaupt verboten, mich um die Leute zu kümmern; sie möchten nicht einmal gern, daß man sich in ihre Angelegenheiten mische, sagte er. Wie sie's gewohnt seien, so wollten sie's behalten.“

„Das glaube ich nicht. Du hast doch selber gesehen, wie dankbar die Frau war.“

„Nun ja, in solchen Fällen — aber sonst“ —

Der Gutsherr kam aus einem Stallgebäude; Reinhold ging rasch auf ihn zu und erzählte ihm den Unglücksfall.

„Na ja, es ist ja schlimm genug,“ knurrte Engler, „und was habe ich nun wieder davon? Die Unkosten für den Doktor und für die Apotheke; und zwei Paar Pferde und einen Fornal bin ich für den Nachmittag auch wieder los. Es ist ein Elend mit dem Volke! Warum achtet denn die Alte nicht besser auf ihre Kinder? Meinetwegen los denn!“

Er rief laut über den Hof:

„Cegielski, Cegielski!“

Ein junger Mann, ebenso stupsnäsiger und breitstirniger wie der Kutscher Thaddäus, kam langsam und nicht sehr bereitwillig auf den Ruf herbei, und der Gutsherr gab ihm auf polnisch den Auftrag, zum Arzt zu fahren und ihn herzuholen.

„Pan Doktor Kapuczinski,“ hörte Reinhold aus den schnellen Wechselreden heraus.

„Hast du denn einen polnischen Arzt für deine Leute?“ fragte er erstaunt und mit innerem Unwillen.

„Natürlich, was soll ich denn weiter machen?“

„Aber gibt es denn keinen deutschen Arzt in der Stadt?“

„Den gibts auch; aber meine Leute wollen keinen Deutschen.“

„Aber darüber hast du doch als Herr zu bestimmen! Ich habe immer gelesen, daß es den deutschen Ärzten in der Ostmark wahrhaftig nicht glänzend geht, besonders auch deshalb, weil sie von den eigenen Landsleuten nicht genügend unterstützt werden. Auf jeden Fall müßtest du als deutscher Grundbesitzer schon aus nationalen Gründen ausschließlich einen deutschen Arzt in Anspruch nehmen!“

„Lieber Freund, ich muß dir mal wieder sagen: das verstehst du nicht. Das ließt sich sehr schön und hört sich sehr schön an, was du sagst, aber in Wirklichkeit ist alles anders.“

„Ja, das scheint so,“ sagte Reinhold bitter, „das Deutschtum in der Ostmark scheint wirklich nur auf dem Papier gefördert zu werden! Wenn ein deutscher Gutbesitzer so wenig Macht über seine Leute hat, dann kann man sich nicht wundern, wie die deutsche Sache nicht vorwärts geht.“

Das Gespräch begann ungemütlich zu werden, und Waldemar machte deshalb kurz kehrt, wie immer, wenn ihm etwas nicht paßte.

„Redensarten,“ sagte er halblaut im Abgehen, und „Grünschnabel“ noch etwas leiser. Mit langen, statigen Schritten verschwand er und suchte Trost und Beruhigung von seinem Ärger im geliebten Mastviehstalle.

Reinholds Kampfeslust war aber einmal erwacht, und er nahm sich vor, der Sache so viel wie möglich auf den Grund zu gehen. Beim Mittagessen fing er

deshalb wieder an, indem er von den schlechten Wohnungsverhältnissen der Gutsarbeiter ausging.

Engler erwiderte:

„Das sind die Leute so gewohnt; das ist bei ihren Eltern und Großeltern so gewesen, und darum wollen sie es gar nicht anders haben. Außerdem hat hier kein Mensch Geld dazu, für jede Arbeiterfamilie eine eigene Villa hinzubauen, wie das jetzt scheinbar Mode werden soll. Wenn das Volk keine Stube hat, dann fühlt es sich wohl, und dann haben sie alles hübsch bequem und beisammen, sie schlafen, wohnen und kochen darin. Mein Nachbar da auf Dominium Gorzewo kriegte mal humane Anwendungen und baute Häuser mit Stube und Kammern für jede Familie. Was haben sie gemacht? Die Ziegen, die Schweine und die Hühner wollten sie in die Kammern bringen und das Holz und die Kartoffeln. Mit der Gesellschaft ist nun einmal nichts anzufangen; ich werde nicht so dumm sein . . . . .“

„Wenn auch der erste Versuch mißlingt,“ sagte Reinhold, „so darf man sich dadurch doch nicht abschrecken lassen. Die Leute müssen allmählich, durch Beispiel und durch fortgesetztes Zureden daran gewöhnt werden, ein gesundes und menschenwürdiges Dasein zu führen. Dann werden wir unsere Kulturaufgaben hier erfüllen . . . .“

„Kulturaufgaben! Hat sich was!“ spottete Engler. „Fortgesetztes Zureden! Rede du ihnen doch mal fortgesetzt zu! Du kannst ja noch nicht einmal polnisch.“

„Nein, aber die Leute können deutsch sprechen und verstehen! Höchstens die ganz Alten können es nicht. Aber die Jüngeren haben es alle in der Schule gelernt. Sie wollen nur nicht deutsch sprechen, und selten magt es einer, sie dazu zu zwingen. Darum werden sie auch nie Achtung vor uns haben. Du, du als Herr läßt dir von deinen Pferdeknechten die polnische Sprache aufzwingen! — Wir werden hier auch nicht eher Herren im Lande werden, als bis wir uns die Achtung der Polen erworben haben, dadurch, daß wir fest auf unserer deutschen Sitte und Sprache bestehen und fest zusammenhalten. Nur auf gegenseitiger Achtung kann sich ein erprießliches Verhältnis anbahnen. Ich verachte die Polen nicht, aber sie sollen und müssen in unserer deutschen Kultur und in unserem Staate aufgehen; das ist nun einmal ihr Schicksal, an dem nichts zu ändern ist, denn selbstständig können sie sich nicht mehr halten. So lange sie aber keine Achtung vor dem Deutschtum haben, so lange werden sie auch nicht darin aufgehen; darum gehören jetzt Festigkeit und Rücksichtslosigkeit hierher und nicht solche nachgiebige Schlawheit, durch die man sich keine Achtung erwirbt!“

Reinhold hatte sich ganz in glühenden Eifer geredet, und Mathilde sah ihn halb ängstlich, halb bewundernd an.

Dem Hausherrn war nicht ganz wohl bei den Worten des Neffen; er fühlte die innere Wahrheit des Gesprochenen, die so greifbar auf der Straße lag, daß sie dieser Jüngling, der eben in die Ostmark kam, sofort sehen und aufnehmen konnte.

Ziemlich verlegen beförderte Engler einige besonders große Bissen in den Mund und meinte:

„Von wem hast du dir denn diese schöne Rede vorlesen lassen? Ihr solltet auf Eurer Universität und in Eurer Verbindung lieber etwas Besseres tun, als Euch zu Volksrednern ausbilden und über Sachen zu urteilen, zu denen Ihr noch viel zu jung seid.“

„Sag das nicht! Man ist niemals zu jung, um sich für sein deutsches Volkstum zu begeistern. Manche Leute scheinen aber schon zu alt dazu zu sein, und es scheint mir ferner so, als ob von den Alten nichts mehr zu erhoffen sei.“

„Du wirst auch keine Bäume hier ausreißen. Es ist schon mancher mit gewaltigen Reden und im Sturmschritt in die Ostmark gekommen und hat sich wunder was zugetraut; aber bald ist er still und mit eingeknickten Knien wieder abgezogen!“

„Mag sein. Aber einmal werden die rechten deutschen Männer kommen, und die werden auch aushalten!“

„Ach, denen werden die Flügel schon an der richtigen Stelle beschnitten!“ — — — — —

„Das Nest der Zaunkönige“ aus Gustav Freytags lieber deutscher Ahnenbücherreihe begleitete Mathilde und Reinhold am Nachmittage in den Garten. Ihre Seelen gingen Hand in Hand, und es war ihnen beiden zumute, als ob sie sich auch körperlich bei den Händen fassen und dicht nebeneinander gehen müßten. Das Ereignis des Vormittags, das Wort-

gefehcht mit Waldemar, hatte ihre Übereinstimmung und ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit noch mehr gefördert. Mathilde war ganz auf Reinholds Seite, wenn sie auch still geschwiegen hatte; sie hatte sein gutes, mitleidiges Gemüt kennen gelernt und seine jungfrische Begeisterungsfähigkeit, und das war alles so anders, war gerade das Gegenteil von dem, was sie bei ihrem Gatten die langen, freudlos-nüchternen Jahre hindurch beobachtet hatte. Wenn der Mann doch wenigstens irgend eine Leidenschaft, irgend ein Laster hätte, das wünschte sie fast. Aber immer nur dies ewige kleinliche Mörgeln, und diese übellaufige Gleichgültigkeit, diese trostlose Verständnislosigkeit für alles, was ein wenig den glatten Rand der Alltäglichkeit überstutete. Niemals ein kraftvolles Gewitter, nach dem die Sonne schien, nur immer dieser träge, trübe Nebel.

Ehe die Verbündeten zum Schwertlilienweiher gingen, der für heute bestimmt war, besuchten sie den Borsdorfer Apfelbaum, um Vorrat mitzunehmen, denn, wer einen Abschnitt gut vorgelesen hatte, durfte jedesmal einen Rotwangigen zur Erfrischung ver-speisen.

Reinhold kletterte in den niedrigen Baum, dessen starke Äste schon in Manneshöhe ansetzten, und schüttelte, wobei er lachend rief:

„Bäumlein, rüttle und schüttle dich,

Wirf goldne Apfel über mich, —

und über dich,“ setzte er übermütig hinzu, indem er einen reich beladenen Zweig, unter dem Mathilde gerade stand, kräftig schüttelte.

Ein Hagel von Äpfeln prasselte hinab, und einer traf Mathilde, die flüchtig nach oben schaute, an die Stirn. Reinhold vernahm einen leisen, erschrockenen Schmerzenslaut und kam eilig vom Baume herab.

„O,“ sagte er bedauernd, „hat dir einer weh getan?“

„Nein, nicht sehr,“ erwiderte sie leise und lächelnd, indem sie mit anmutiger Hand den getroffenen Fleck an der Stirn rieb, der sich zu röthen begann.

Reinhold stand dicht vor ihr und sah sie an; ihr feiner, schneller Atem wehte ihm ins Gesicht, der lose Armel des zarten, lichten Kleides streifte seine Wange, und der wundervolle, eigenartige Duft der frischen Apfel umwehte ihn.

Nun faßte auch er mit weichem Finger vorsichtig auf den rosigen Fleck an der weichen Stirn; da röteten sich auch leicht ihre Wangen, und die braunen Augen sahen ihn halb verwundert und fragend an.

Rasch bückte er sich da und streifte dabei mit seiner Stirn ihr Kleid.

„Ich will,“ sagte er, „den Apfel suchen, der dir weh getan hat. Er soll bestraft werden. Sieh, dieser große, kugelrunde ist's gewesen. Er liegt so halb versteckt im Grase und sieht uns listig und schadenfroh an.“

Mathilde lachte fröhlich.

„Mach's nicht so hart mit ihm!“

„Doch! Wer dir weh tut, muß gezüchtigt werden. Er soll des Todes sterben. Komm her, du Unhold!“

Und er nahm den Apfel und hielt ihn dicht vor Mathildes lächelnde Augen, wobei er sagte:

„Siehst du jetzt, was für schadenfrohe Augen er macht? Und einen richtigen breiten Mund hat er, mit dem er dich auslacht. Gleich sollst du ihn aufessen, dann hat er seine Strafe — aber nein, ist denn das wohl eine Strafe, wenn er von dir gegessen wird? Das ist ja noch viel mehr wie eine Belohnung!“

„Sieh einmal, Herr Reinhold, wie schön du reden kannst. Essen wollen wir ihn, aber wir wollen ihn teilen, wie sich das für gute Freunde geziemt.“

Sie zog ein weißes Tüchlein aus der Tasche und rieb den Apfel blank.

„Wer fängt an,“ sagte sie, „wir wollen losen, mit zwei Grasshalmen. Wer den längsten zieht, darf zuerst anbeißen.“

„Nein, darum brauchen wir nicht zu losen, Mathilde! Du mußt anfangen.“

Da biß sie herzhaft mit den frischen weißen Zähnen in den frischen roten Apfel, und hielt dann Reinhold die andere Seite entgegen; der aber drehte die Frucht um und aß dort, wo ihre Lippen und Zähne sie berührt hatten.

Mathilde merkte es wohl, und sie fühlte auch, wie er seinen Blick dabei tief in ihre Kehaugen senkte.

Da sprachen sie kein Wort mehr, und es war, als ob von nun an ein drittes zwischen ihnen schwebte, unbestimmt, ungehört, ungesehen. Es war nicht etwas, das sie trennte; nein, es schlang zarte, glänzende Fäden um die beiden.

Was war es denn, dies Unbestimmte?

Das war nicht schwül, nicht heiß wie ein brennender Hochsommertag, auch nicht berauschend und nicht betäubend wie eine von Fliederduft und Jasmin durchwogte weiche Sommernacht, — das war so frisch und klar wie der Spätsommertag, durch den die beiden wandelten, so herzhaft herbe und doch so süß wie der rotwangige Apfel selbst, den sie beide gegessen hatten.

Stumm gingen sie von den Apfelbäumen hinweg über den Grasplatz und durch den Kastanienweg nach dem Schwertlilienweiher. Das kleine Gewässer lag versteckt zwischen Büschen und Bäumen, halb ausgetrocknet in langer, regenloser Sommerzeit. Trübe und still war die Oberfläche, die hier und da blaßgrünes Gerank und Krautwerk trug; Libellen und blaue Falter huschten darüber hin und spielende Mücken, die sich an der Sonne freuten, die in dünnen Strahlen durch die Baumblätter flimmerte. Aber rings am Rande wuchsen dicht und grün die breiten Lanzenblätter der Schwertlilie, und die mattgelben Blüten zierten bescheiden den hellgrünen Ring, der die Wasserfläche einschloß.

Eine Bank stand nicht am Weiher, aber Gras und Moos an dem schrägen Ufer boten weiche Ruheplätze. Reinhold und Mathilde saßen dort stumm nebeneinander, aber so weit, daß sie sich nicht hätten erreichen können, wenn sie lang die Arme ausgestreckt hätten.

Mathildes braune Augen blickten hinab zum Weiher, Reinholds blaue Augen sahen nach dem

dunkelblauen Himmel und suchten die Sonne. Aber die war hinter den Bäumen, und nur ihre goldenen Fäden irrten und zitterten durch Luft und Gezweig.

Reinhold griff endlich nach dem Buche in seiner Tasche.

„Wollen wir nicht lesen?“

Die junge Frau lächelte:

„Wir haben ja keine Apfel mitgenommen. Warum haben wir denn vergessen, sie aufzusuchen?“

„Ja, warum denn?“

Da wehte wieder das Neue, das Unbestimmte um die beiden und spann seine Fäden und wirkte ein lockeres Netz.

Das „Nest der Zaunkönige“ lag in Gras und Moos, und ein goldener Käfer kroch langsam darüber hin; aber zum Lesen kam man nicht. Es war Reinhold, als ob er heute nur bunte, rätselhafte Märchen erzählen oder vorlesen könne, oder zauberhafte Gedichte, die von allerlei Dunklem, Unausgesprochenem fangen und sagten.

Er sprach seine Empfindung aus:

„Ich möchte irgend ein Märchen vorlesen. Oder erzähle du mir eins.“

Aber es war kein Märchenbuch da, und keinem fiel ein Märchen ein.

Da schwiegen sie beide wieder und sahen auf des Weihers Wasserfläche und nach dem blauen Himmel; Reinhold lag lang ausgestreckt am Hange. Es zog ihm wohl allerlei unklar Märchenhaftes und Schönes durch den Sinn, aber er konnte es nicht fassen und formen; er war kein Dichter.

Wohl eine Viertelstunde lang regte sich keiner, und auch alles rings um sie lag in tiefem Schweigen; nur ein kleiner Vogel huschte leise durch die Blätter und zirpte fein und silberhell. Einmal schlug die Pflugscharglocke auf dem Hofe die Besperzeit an; es klang von weit her, wie verträumt; ein Hall des Lebens in die süße Einsamkeit des Schwertlilienweihers. —

Mathilde stand auf und strich sich langsam mit beiden Händen die gelbgrünen Moosfasern und die trockenen Grashälmschen vom Kleide.

„Soll ich ein Märchenbuch holen? Ich finde wohl noch eins aus meiner Kinderzeit.“

„Ja, hole ein Märchenbuch. Ich will hier warten.“

Sie ging, und er sah der leicht dahinschreitenden Frau nach, die ihm so jung, so zart blühend und mädchenhaft erschien; sein unbestimmter Blick haftete an dem feinen Fußgelenke und an dem gelben Schuh, die unter dem flüchtig gerastten Kleide sichtbar wurden. Aber es war kein Wunsch in seinem Blicke.

Reinhold wartete lange, und gleich den Libellen und Faltern über dem Wasser gaukelten und huschten seine Gedanken hin und her, spielend und planlos. Das Sonnenflimmern zwischen den Blättern wurde matter, und wie eine Müdigkeit überkam es den so lange müßig Daliegenden auf seinem weichen Moosfische. Dann stand er plötzlich auf und atmete tief die warme Luft ein, der ein schwacher feuchter Dunst des Teiches beigemischt war.

Mathilde kam nicht wieder, und er ging, um sie zu suchen.

Vorher aber brach er eine gelbe Schwertlilie ab; Lilien waren seine Lieblingsblumen, aber bis jetzt hatte er nur die weißen, überzarten Gartenlilien gekannt, die gelben Schwertlilien waren ihm weniger vertraut.

In der Wohnstube war die Gesuchte nicht, auch nicht in dem kleinen Zimmer daneben; er klopfte an Waldemars Tür und blickte hinein, als kein Ruf ertönte. Auch hier war niemand; Engler hatte beim Mittagessen gesagt, daß er in die Stadt fahren wolle. Der Suchende ging noch einmal in das Zimmer neben der Wohnstube; er sah die Tür von Mathildes Schlafzimmer halb offen stehen. Sollte sie dort sein? Aber dann hätte sie ihn doch kommen hören und sich bemerkbar machen müssen.

Er stand zögernd an der Kammertür; er war nie darin gewesen, nur von außen hatte er am Fenster ein buntes, durchscheinendes Bild, die Wartburg, hängen sehen. Ein Unsichtbares zog ihn: er trat langsam und zögernd ein. Frische Sommerluft, wie draußen, wehte im Kämmerlein, denn die Fenster standen weit offen. So einfach, so lieblich bescheiden war das Stübchen. Auf dem Tischchen stand ein Feldblumenstrauß; er erkannte ihn wieder, denn sie hatten ihn beide zusammen vor einigen Tagen gepflückt, und die Blümlein neigten schon sterbensmüde die Köpfe. Einige schlichte Landschaften zierten die Wand, und auch ein schmales Bücherbrett, meist mit alten Klassikerausgaben belastet; doch auch

Mörke und Conrad Ferdinand Meyer waren darunter. Die blaue Steppdecke des Bettes war mit zarter, durchbrochener Überdecke sorglich geschützt.

Das alles überfah Reinhold mit einem Blicke, und er fühlte, daß es hier freundlich, frisch und traulich war; weshalb er dann die gelbe Schwertlilie flüchtig auf die Decke des Bettes legte, das wußte er nicht. Er tat es so ohne besondere Gedanken und ohne rechtes Bewußtsein davon.

Ein wenig unwillig und enttäuscht, daß sich die Gesuchte nicht finden lassen wollte, ging Reinhold in den Garten zurück und irrte in allen Wegen umher. Daß Mathilde oben in seinem Zimmer war, ahnte er nicht.

Als sie von ihm ging, um ein Märchenbuch zu holen, war es heller in ihrer Seele geworden, und ein kurzes Erschrecken durchfuhr sie, wie man wohl zusammensuckt, wenn in heiterer Sommerstille plötzlich ein fernes Wetterleuchten am Himmel ausblitzt. Was Reinhold selbst nicht wußte, und worüber er sich selbst nicht klar war, das glaubte sie mit einem Male zu verstehen; denn sie wollte es gern verstehen. Warum hatte er sie so angesehen, als der Apfel ihre Stirn getroffen hatte, und warum hatte er an derselben Stelle den Apfel berührt, wo ihre Lippen geweilt hatten?

Heiß wallte es in ihr auf, und eine zarte Röthe färbte ihre Wangen, denn ihr Herz pochte rasch und stark. Ein Märchenbuch zu suchen, war sie gegangen; welch' süßen Zauber hatte sie nun erlebt, welch' märchenhaftes Empfinden kam über sie?

Nun brauchte sie wohl kein Buch mehr, — aber Reinhold wartete auf sie und auf das Buch. Sie suchte in der Stube und in ihrer Kammer, hastig, mit immer noch zart glühenden Wangen, aber sie fand nichts. Da fiel ihr ein: Im Giebel, in der Fremdenstube stand ein alter Schrank, in dessen Fächern mancherlei verschollenes und altersgraues Buchwerk lag; dort würde sie finden, was sie suchte.

Aber das Fremdenzimmer war ja jetzt Reinholds Zimmer! Sie war während der Wochen, wo er im Hause war, nicht oben gewesen. Langsam stieg sie die morsche, knarrende Treppe hinauf. Mit unerklärlicher, unbestimmter Scheu sah sie sich in dem wohlbekannten Raume um, der ihr so anders erschien wie sonst, und es war doch nichts darin verändert. Nur einige von Reinholds Büchern lagen auf dem Tische, wissenschaftliche Broschüren und ein Buch in graublauem Einbände; es war Friedrich Langes „Keines Deutschtum“. Sie stand in der Mitte des Zimmers und hatte vergessen, weshalb sie gekommen war; gedankenlos griff sie nach dem graublauen Buche und blätterte darin; aber sie wußte nicht, was sie sah und las. Ihre Seele war so voll unbestimmten und banger Glückes, und als nun ihr Blick auf die weißen Rissen von Reinholds Bett fiel, da tat sie ein paar schnelle Schritte und sank neben der Lagerstätte in die Knie. Sie barg ihr Haupt in dem weichen Kopfkissen, und die braunen Augen weinten erlösende Tränen. Nicht enden wollte das bange Schluchzen, und keinen festen Gedanken konnte ihre ratlose Seele fassen. Nur ein kindliches, haltloses

Schluchzen, nur bitter-süße Tränen zagenden Glückes und beseligender Furcht.

So lag sie lange, bis es ruhiger in ihr wurde und das klopfende Herz langsamer schlug.

Aber nach dem Märchenbuche suchte sie nicht mehr, auch in den Garten ging sie nicht, sondern sie suchte sich Beschäftigung in Küche und Haus, um Reinhold nicht zu begegnen.

Zum Abendessen war Walbemar wieder da, und es war ihr lieb, daß sie nicht mit Reinhold allein zu sein brauchte. Ihr Gatte war gesprächiger als sonst; er hatte wohl mit Alkohol seinen trägen Sinn befeuert, was sonst selten vorkam, denn er war kein Trinker. Nur wenn es Gelegenheit und Gesellschaft einmal so mit sich brachten, ließ er sich leicht verführen.

Nach der Mahlzeit wurde er bald müde und empfahl sich. Auch Mathilde sagte gute Nacht.

In ihrer Kammer fand sie die Schwertlilie auf der weißen Decke, und ein süßes Erschrecken traf wieder ihre Seele.

Nun wußte sie gewiß, wovor sie heute Nachmittag in Tränen gebangt und was sie doch ersehnt hatte.

Nun war es klar geworden, was zwischen ihr und Reinhold im verschwommenen Dämmerlicht gelegen hatte; und was heute die unbestimmten Fäden gewoben hatte, das war zum festen, fesselnden Netz für sie geworden.

In zitterndem Glück und schauernder Furcht fragte sich Mathilde:

„Weißt du, wie das werden will?“

Aber die Schwertlilie barg sie an ihrem zart blühenden weißen Busen, und so schlummerte sie ein. — — —

Reinhold konnte lange keinen Schlaf finden, und auch als er endlich eingeschlafen war, erwachte er zuweilen. Ein eigenartiger Duft schien in seinem Kopfkissen zu haften; er wählte, es sei derselbe wie am Nachmittage unter dem Apfelbaum, als er Mathilde nahe stand und ihre Stirn berührte. Immerfort mußte er an sie denken, aber seine Gedanken gingen nicht tief. Dies liebliche, mädchenhafte Wesen war ihm ein angenehmes Bild, — aber sie war ja längst eine Frau, seines Oheims Weib.

Er wollte nicht weiter, nicht tiefer denken; er durfte das nicht.

Aber er hatte sie sehr, sehr gern. —

Am Nachmittage des nächsten Tages verabredeten sich die guten Kameraden, wieder nach dem Schwertlilienweiher zu gehen. „Das Nest der Zaunkönige“ war vergessen die Nacht im Moose liegen geblieben, und der Morgentau hatte die Einbanddecke befeuchtet.

Mathilde hob das Buch auf.

„Warum haben wir gestern nachmittag nicht gelesen?“

„Du warst ja nicht wiedergekommen,“ sagte Reinhold langsam.

Sie sah ihn groß und innig mit den braunen Augen an, aber er verstand wohl den Blick nicht so recht.

Dann saßen sie still im Grafe, und es wollte wieder nichts rechtes mit dem Lesen werden; Mathilde schlug deshalb vor, ein wenig aus dem Garten über das Feld zu gehen.

„Es fällt mir auch ein, ich habe Waldemar versprechen müssen, einmal nach dem Torfstecher zu sehen; der ist heute nicht zur Arbeit gekommen.“

Sie gingen über das Stoppelfeld; die kurzen, dünnen Halmreste knackten und knisterten und streiften die Schuhe. Eine flüchtige Lerche huschte hier und da auf mit kurzem Laut und schwirrendem Flügelschlage.

Dann wanderten sie über kümmerliches Brachland, mit halb versengtem, kurzem Hungergrase bestanden; runde Feldsteine lagen dort, heiß von der Sonne. Gedankenlos hob Reinhold einen fast faustgroßen Stein, der schön rötlich grün schimmerte.

„Sieh, Mathilde, wie er glänzt; wie warm ihn die Sonne gestrahlt hat.“

„Ja, er ist bunt und glänzend, aber er bleibt doch nur ein Stein. Er hat keine Seele. Ich suche eine Seele.“ —

Der Torfstich war bald erreicht; der Platz lag in einer feuchten Niederung zwischen zwei Hügeln; vollsaftige, kräftige Erlen standen dort vereinzelt und in Gruppen am Rande und zwischen den regelmäßig viereckig ausgestochenen Torflöchern und Torfgräben. Mannshohe, gleichmäßig geschichtete, spitz zulaufende Haufen von Torfstücken trockneten in großer Anzahl in der Sonne. Gutsherrschaft und Arbeiter brannten den Torf im Winter, denn die Kohlen waren uner-

schwinglich teuer; manches Tausend von Torfstücken wurde aber auch verkauft.

An den Hügel gelehnt, stand die Hütte des Torfstechers; sie unterschied sich wenig von den anderen Arbeiterhäusern des Gutes, nur sah sie vielleicht noch ein wenig verwaarlost und erbärmlicher aus, wie es ihr, die so ganz verlassen an dem einsamen Torfstiche lag, auch zukam. Nicht einmal ein Gärtchen war davor. Schwarzweiße Schweine, Hühner und Kinder irrten, suchten und spielten in der feuchten Niederung vor dem Häuschen umher.

Der moorige Boden gab dem Fuße der Besucher nach; sie schritten weich und lautlos.

„Wieviel Familien wohnen hier?“ fragte Reinhold, indem er die Kinder flüchtig zählte, weil es ihm sehr viel zu sein schienen. Er hatte bis acht gezählt.

„D, nur die eine. Die Leute haben zehn Kinder,“ antwortete Mathilde.

In der Hütte sah es grauenvoll armselig, verwaarlost und schmutzig aus; die morsche Stubentür hatte fingerbreite Spalten und Risse und hing so schief in den Angeln, daß sie sich kaum schließen ließ. Der Lehmfußboden der Stube hatte tiefe Löcher. Drei erbärmliche Betten standen in dem Raume; in diesen Betten mußten zwei Erwachsene und neun Kinder schlafen. Das kleinste Kind lag in einer alten Backmölle; es war ein elendes, etwa ein halbes Jahr altes Würmchen; Reinhold sah, wie es aus einer unsauberer grünen Bierflasche mit einem schmutzigen Gummisauger eine schwarzbraune Flüssig-

keit sog, und er fragte, was das Kind da wohl tränke.

„Das ist schwarzer Kaffee,“ sagte Mathilde, „die Milch wird wohl nicht ausgereicht haben, obgleich die Leute eine Kuh haben. Aber bei so vielen Kindern — die Leute denken auch, Kaffee sei kräftig und stärkend.“ —

Die Frau des Torfstechers war nicht da; sie schien mit den ältesten Kindern aufs Feld gegangen zu sein. Auch der Mann war nicht sichtbar. Doch ja, lag da nicht jemand hinter einem Bette in der dunkelsten Ecke, zusammengekrümmt, langsam und schwer atmend?

Reinhold deutete stumm auf den schlafenden Mann, und Mathilde sagte:

„Das ist Kurczewski, der Torfstecher. Ich dachte es mir schon, daß er wieder getrunken hat. Wie oft ist das schon so mit ihm gewesen! Die andern trinken ja auch, aber er ist der schlimmste. Wenn er Geld hat, kauft er sich Schnaps, und nun liegt er ohne Besinnung bis morgen. Waldemar hat mir zuweilen erzählt, wie er's treibt.“

Mathilde hatte leise, mit schlecht verhehltem Abscheu gesprochen.

Reinhold sah den Unglücklichen an, mit Verachtung und Mitleid zugleich. Dies aufgedunsene, blaßgraue Gesicht mit der stumpfen Nase und den aufgeworfenen, halb geöffneten Lippen — — —

„Komm, Mathilde, laß uns gehen. Warum schickt

Dich Dein Mann hierher, wenn er sich doch denken kann, wie Du es hier finden wirst?"

"Ja, er hat es wohl selbst im Augenblicke nicht bedacht. Und er ist ja — —" Sie wollte sagen: „so launisch und wetterwendisch“; aber sie fühlte noch im letzten Augenblicke, daß ihr das Aussprechen eines solchen Urteils über den Gatten dem Neffen gegenüber nicht anstand.

Sie gingen langsam zum Gutshofe zurück, jeder in seinen eigenen Gedanken, aber wiederum in ihrem Innern einander näher gerückt; denn nicht nur Gutes und Schönes, zusammen erlebt, nähert die Seelen, auch Widerliches und Häßliches.

Reinhold hatte wiederum ein Bild gesehen, das er sein Leben lang nicht vergessen würde.

Und es war doch auch ein Mensch, der Torfstecher, der dort in der dunkelsten Ecke seiner elenden Hütte lag. Und die zehn Kinder, wollten und sollten das nicht auch Menschen werden?

Was konnte sich wohl auf diesem Moorboden entwickeln? Mußten das nicht Menschen werden, die entweder in ererbtem und gewohntem Stumpfsinn weiterlebten, oder, wenn sie erweckt würden, wenn sie erwachten, mußten sie nicht zu der Schar derer gehören, die mit Neid und finsterner Selbstsucht rücksichtslos die goldenen Kränze der Gesittung mit Füßen treten?

Und weiter dachte Reinhold:

Da war es ja noch fast ein Glück zu nennen, wenn der stumpfe Sinn niemals die Augen öffnete,

wenn der trübe Blick immer weiter am Boden entlang kroch, niemals in die Sonne schaute!

Gibt es denn keinen Mittelweg?

\* \* \*

Am nächsten Morgen brachte der Botenjunge ein Schreiben von Reinholds Mutter.

Der Brief lag zwischen mehreren Briefen, die an Waldemar gerichtet waren. Auf dem einen stand: „Pan Wladimir Engler . . .“

Es focht den deutschen Gutsbesitzer nicht an, wenn irgend ein polnischer Kaufmann seinem deutschen Namen ein polnisches Mäntelchen umhängte; fast fühlte er sich noch geschmeichelt, der Pan Wladimir Engler. Er nahm solche Briefe ruhig an. Und die Polen lachten über ihn und verachteten ihn.

Reinholds Mutter schrieb, es hätten sich auf sein Gesuch bereits mehrere Privatschüler gemeldet, die nur auf den neuen Lehrer warteten; er möge seinen Aufenthalt abkürzen und bald nach Hause kommen.

Der Philologe freute sich, daß er schon so bald das verwerten konnte, was er gelernt hatte; die paar Wochen des Nichtstuns hatten ihm seine Spannkraft wieder gegeben. Und er konnte Erinnerungen mitnehmen, angenehmer und ernster, schwerwiegender Art.

Als er Mathilde Mitteilung machte, sah sie ihn groß und traurig an, und wenn er es zu erkennen und zu deuten verstanden hätte, mußte er merken, wie ihre Seele erschraf.

„Wieviele Tage noch?“ fragte sie langsam.

„Zwei oder drei Tage kann ich noch bleiben, wenn Ihr mich noch so lange behalten wollt.“

Sie gab sich Mühe, in ihrem Schmerze freundlich zu lächeln, und im Stillen gelobte sie sich, diese Tage noch zu genießen und auszukosten, denn sie fühlte, sie würden niemals wiederkehren. —

Und sie waren wieder unzertrennlich an diesen letzten Tagen; wenn er nicht bei ihr war, suchte sie ihn, denn er sollte ihr noch viel geben für die bevorstehenden Jahre, die endlosen Jahre in ihrer trostlosen Einsamkeit.

Aber Mathilde hatte auch Augenblicke, wo es ihr wie eine Erleichterung erschien, daß sie ihn nicht mehr sehen würde. Denn was sollte sonst daraus werden? Wollte die Liebe, die in ihr keimte, groß werden? Eine hoffnungslose, Verzweiflung bringende Liebe zu dem Jüngling — — und diese Liebe würde Sünde sein, ein Frevel! Noch war es Zeit, noch konnte sie wohl wieder vergessen! — — —

Der Schwertlilienweiher war ganz zu ihrem Lieblingsaufenthalte geworden; die beiden lasen dort und verträumten die letzten Tage.

Am letzten Vormittage, zur Zeit der Mittagswärme, ging Mathilde allein zum Weiher, denn Reinhold wollte seine Habe zur Abreise rüsten.

Ohne andere Gedanken saß sie am Rande des Teiches, nur den einen hegte sie immerfort im trüben Sinne: er geht fort, der meine Seele und mich aus dieser Ode hätte retten können!

Warm lastete die Mittagsluft, und die heiße

Stille drückte Mathilde nieder in Moos und Gras; noch ein Blinzeln nach dem blauen Himmel, dann kam ein tröstender Schummer mit schimmernden, trüglichen Träumen von sehndem Glücke und lachender Ferne . . . . .

Reinhold hatte seine Bücher und seine geringen Habseligkeiten zusammengepackt; einen dankbaren Blick schickte er aus dem schmalen Siebelfenster in den sonnigen Obstgarten hinein, der ihm so viele leuchtende Apfel und frisches Wangenrot gespendet hatte; dann ging er, um Mathilde zu suchen.

Er fand sie am Schwertlilienteiche.

Sie schlummerte noch und hörte ihn nicht kommen.

Er sah die liebliche Gestalt mit dem hellen Sommerkleide im Grase unter den tief schattenden Erlenzweigen liegen, und sein Fuß zögerte; aber seine Augen und sein junger Sinn hafteten an den weichen, zarten Linien des Körpers, an dem zarten Antlitz mit den weichen Wangen. Lange stand er so im Anschauen, dann trieb es ihn ganz in ihre Nähe; er kniete leise neben ihr und beugte sich über sie, daß ihn der Hauch ihres Mundes traf.

Da erwachte sie, und wie vorhin in den blauen Himmel, sah sie jetzt in seine Augen und richtete sich flüchtig erschrocken halb auf.

„Bist du so müde gewesen, Mathilde?“ fragte er leise, mit unendlicher, liebevoller Zartheit.

Sie sah ihn an.

„Ja, müde war ich, aber du hast mich geweckt. Wenn du fort bist, werde ich wieder müde sein.“

Da nahm er die weichen Wangen zwischen seine beiden Hände und sah tief in die braunen Augen. Als er die Hände sinken ließ, sprang Mathilde auf und sagte:

„Das soll unser Abschied gewesen sein, und wir wollen uns nun nicht wieder sehen. Wir könnten sonst irre werden an unserer Pflicht.“

Und als sie beide langsam dem Hause zu gingen, sagte Mathilde leise, wie zu sich selbst:

„Es kann nie ein Ganzes werden, mein Leben, und auch meine Liebe kann und darf kein Ganzes werden. Zu jung bin ich verpflanzt, und nicht in den richtigen Boden; da ist kein Entwickeln und kein Gedeihen. Der junge Baum war auch nicht an die richtige Stütze gebunden. Aus dem Weiher wollte eine Blume emporwachsen, aus dem tiefsten Grunde; aber sie darf nicht an die Sonne, sie muß im Dunkeln weiterleben. Ich bleibe nun hier, und es bleibt so, wie es war, immer, endlose, endlose Jahre noch! — Aber du, Reinhold, du sollst werden und wachsen — — — —“

Er verstand nicht alles, was sie sagte; er fühlte nur, daß es ihn fortdrängte zu jugendfroher Arbeit und zu hochstrebendem Schaffen.

Er wollte lernen und fest werden und dann wiederkommen in dies Land, das feste, weitblickende Männer braucht.

Sein geistiges Auge blickte zuversichtlich in die Ferne. Er sah die jungen deutschen Adler fliegen, und eine feste, frohe Zuversicht sprach in ihm:

Auch in diesem Lande wird einst deutsche Arbeit fliegen, auch hier wird einst herrschen deutsches Volkstum und deutscher Geist!



4

„Wie?“



Gestern nachmittag war der kleine Jakob Telesfor Malterfad mir begegnet, als ich aus dem Landgerichte kam. Seit meiner Schulzeit war mir das Kerlchen aus dem Gesichtskreise entschwunden, und ich selbst hatte „mich recht getreut, ihn wiederzusehen“, wie die mehr gebräuchliche als geistreiche Redensart lautet.

Als ich mit dem kleinen Malterfad gestern zusammentraf, hatte ich in meiner angeborenen Höflichkeit die erwähnte kühne Wendung gebraucht, ohne jedoch einen vollen Erfolg damit zu erzielen. Denn der junge Mann mit dem ebenso wundervollen wie unbegreiflichen Vornamen musterte mich mißtrauisch von oben bis unten durch seine Klemmergläser und meinte naserümpfend:

„So? Wollen mal abwarten.“

„Wie — so denn?“ fragte ich.

Ich sah, wie Telesfor bei der ersten Silbe, die ich sprach, erschrocken zusammenzuckte. Ich nahm ihn unter den Arm, sagte vorläufig nichts mehr und ging mit ihm in die städtischen Anlagen. Der Kleine war offenbar nervös. Sollte er bei seinen reichlichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, — ich wußte

das noch von früher; ich glaube, ich war ihm auch noch ein paar Mark schuldig — zu gut gelebt haben? Ich betrachtete ihn vorsichtig von der Seite. Nein, er sah sonst sehr frisch aus. Seine Kleidung war auffallend sorgfältig und modern; ein für einen Kenner geradezu Entzücken erregender, schwindelhoher, außerordentlich weiter Stehumlege tragen mit einer in den prachtvollsten Farben schillernden Schleife, krönte das Werk nach oben, von dem gut frisierten und mit dem neuesten Hutmodell versehenen Köpfelein abgesehen.

Ein bißchen wunderbarlich war er ja immer gewesen, unser kleiner Jakob Telesfor Malterjack. Sein Vater war ein höherer Beamter im Polnischen gewesen, da, wo die Ortsnamen alle auf „owo“ endigen und wo man bei den Namen der Eingeborenen erst über sechs bis sieben Konsonanten stolpern und Klettern muß, ehe man endlich auf einen einsam trauernden Vokal stößt, der Lebensmüde in einem Winkel sein nutzloses Dasein vertrauert. Denn ausgesprochen wird er doch nie, er dient höchstens zur Verzierung. Als Jakob Telesfor so gewissermaßen als Halbasiat in unserer westdeutschen Stadt auftauchte, wohin sein Vater versetzt wurde, nahmen wir ihm seinen wunderbaren Vornamen nicht weiter übel. Bald nötigte er uns durch seine Geistesgaben sogar Achtung ab, und wir fürchteten uns etwas vor seiner überlegenen Ironie. Seine Gesinnung war aber stets anständig und vornehm.

Warum sprach er denn nun gar nicht, während er mit mir ging? Es lag doch nahe, daß er einige Fragen an mich richtete über woher, wohin. Miß-

trauisch und oft geradezu ängstlich irrten seine Blicke umher, und einen abweisend hänglichen Gesichtsausdruck beobachtete ich an ihm, wenn irgend ein Bekannter in Sicht kam, den wir grüßten. Ich merkte dann, wie Telesfor mich schnell weiterzog, einer Unterhaltung mit dem uns Begegnenden offenbar ausweichend. Ich konnte nicht anders, ich mußte meinen alten Schulkameraden etwas sehr sonderbar finden. Nur als der dicke Postrat Knobbe uns begegnete, der wegen seiner überlauten Stimme, seines kurzangebundenen Wesens, aber auch wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit in der ganzen Stadt bekannt war, kniff mich Jakob Telesfor in den Arm und flüsterte geradezu entzückt und wie verklärt:

„Du, mit dem können wir sprechen, der ist Reiner.“

Ich konnte wieder nicht anders, ich mußte diese Bemerkung sonderbar und unverständlich finden, und ich glaubte das natürlichste von der Welt zu sagen, wenn ich ausrief:

„Wie?“

Mein Freund fuhr zusammen, ließ plötzlich meinen Arm los und ächzte und stöhnte wie ein Chloroformierter.

„Na ja, natürlich, ich konnte es mir denken“  
... wimmerte er.

„Herrgott, was hast du denn nur; wie?“ fragte ich arglos und herzlich teilnehmend.

Wieder fuhr Telesfor mit einem unterdrückten Angstschrei zusammen und krümmte sich dann wie ein noch lebender Spickaal, den man um den Leib faßt,

um ihn mit dem Küchenmesser in das feiste Genick zu stechen.

„Tut dir denn etwas weh? Bist du krank? Soll ich dir einen Opiumschnaps holen?“

Jakob Telesfor erholte sich sogleich wieder. Sein feines Gesicht kroch langsam wieder aus dem schnee-weißen Gänsehalskragen heraus, in den es bei seinen Kalkrümmungen hineingerutscht war. Mit fester Entschlossenheit nahm er wieder meinen Arm und lenkte mich in einen schattigen Parkweg. Ich knurrte und grunzte innerlich, und ich mußte meinen Freund immer sonderbarer finden. Eine lange Weile sprachen wir beide wieder nichts. Endlich, als es mir zu öde wurde, fing ich vorsichtig an:

„Erzähle mir doch mal, wie es dir gegangen ist. Wir haben uns ja so lange nicht gesehen.“

„Ne, ne,“ wehrte er ab. „Frag du nur lieber, das ist sicherer; dabei kann so leicht nichts passieren.“

„Was soll denn passieren?“

„Ach, laß man, das ist so . . . . weißt du . . . es ist mir lieber so . . . .“

Das Malterfäcchen fing schon wieder an zu zucken, und ich dachte wirklich, daß die Gegend oberhalb des Gänsekragens bei ihm etwas gelitten habe. Ich hatte mal von einem Medizinmanne gehört, daß sonst ganz vernünftige Menschen oft von einer Wahnidee beherrscht würden. So etwas konnte ja hier vorliegen.

Aber ich erfüllte erst mal Telesfors Wunsch und fragte nach diesem oder jenem.

„Hast du denn dein Studium beendet? Ich weiß doch noch, daß du Philosophie studieren wolltest.“

„Ich studiere immer so rum, weißt du, mal hier, mal da, mal dies, mal jenes, was mich grade so interessiert. Und dann reise ich sehr viel.“

„Ein schöner Beruf für den, der's so haben kann. Du warst ja immer so ein reicher Hund.“

„Na ja, mein Vater läßt mich keine Not leiden. Aber schließlich muß man ja doch mal irgend so etwas Festes fertig machen, so 'ne Art Examen zusammensfüßeln. Und dann will ich mal sehen, daß ich an irgend einer Bibliothek unterkomme. Wenn man sich mit Büchern unterhält, kann ja nichts passieren.“

Er sprach schon wieder von „was passieren“, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, was ihm denn sonst schon alles passiert sei.

„Ach, laß man, das verstehst du doch nicht, das hat keinen Zweck.“

Ich wurde nun etwas kratzbürstig und sagte ziemlich pazig:

„Na, denn nicht. Dann wollen wir das Umher-schleichen zwischen den Büschen hier nur lassen und in die nächste Kneipe gehen. Ich habe Durst.“

Malterfack antwortete nichts, und ich fuhr deshalb fort:

„Wir gehen hier gleich in Lehmanns Garten, das ist das nächste . . . .“

„Nein, nein, dahin gehe ich nicht,“ rief Telesfor ängstlich und lebhaft. „Die Kellner sind alle welche, und der Oberkellner ist der schlimmste.“

Diese Bemerkung fand ich in ihrer Unverständlichkeit denn doch geradezu an Blödsinn grenzend. Bei dem armen Malterjack schien sich ja eine niedliche Bahndee auszubilden. Ich fragte deshalb unwillig und erstaunt:

„Wie?“

Mein Freund ließ mich wieder los, krümmte sich zur Spicaalstellung und ließ seinen Kopf im Gänsekragen verschwinden. Jammernd rief er:

„Ich wußte es ja, natürlich! Du bist auch einer, auch einer, auch einer!“

Jetzt riß mir aber die Lammsgeduld.

„Nun höre auf mit deinem Getue und Gequatsche, ich hab's satt. Was für einer bin ich denn? Was hast du denn nur immer? So sag's doch, Mensch! Ich glaube, Du hast einen Riesenklaps!“

„Nein, ich nicht, aber Ihr alle, du und fast alle Menschen, Ihr habt einen Klaps, den Wieklaps habt Ihr, Wiemenschen seid Ihr alle! Und in Lehmanns Garten gehe ich nicht; die Kellner sind alle die greulichsten Wiemenschen, die man sich denken kann, und der Oberkellner ist der tollste Wiensch. Unglaublich, wie so ein Mensch Oberkellner sein kann! Der weiß überhaupt weiter nichts: „wie“, „wie“, und immerzu „wie“, wenn man den Mund aufthut. Mit solcher blödsinnigen Gesellschaft will ich nichts zu tun haben. Du bist auch ein Wiensch, ich habe es gleich gemerkt, zweimal hast du schon „wie“ gefragt, obgleich du mich ganz gut verstanden haben mußtest . . .“

Mit unglaublicher Geschwindigkeit sprudelte Jakob Telesfor diese wütenden Anschuldigungen der gesamten Menschheit heraus, und mit meinem natürlichen juristischen Scharfsinne fing ich bereits an, ihn zu verstehen.

„Ich wollte es dir gar nicht sagen,“ fuhr er fort, „denn es ist doch vergebens, es nützt doch nichts. Ich habe es schon so oft versucht, die Menschen zu überzeugen. Aber wenn du sagst, ich hätte einen Klaps, so muß ich mich wehren. Du hast einen, du hast den Wieklaps, ein Wiensch bist du, sage ich dir noch einmal, und wenn du es mir übel nimmst, so ist es mir auch einerlei. Ich bin das gewohnt, und ich brauche mich um keinen zu kümmern, ich gehe meinen Weg allein. So wie man den Mund aufmacht, stumpfsinnig einen ja doch jeder Mensch mit „wie“ an!“

Nun fing ich an zu lachen, was ich für viel vernünftiger hielt, als dem guten Malterjack seine Explosion übel zu nehmen. Ich dachte etwas darüber nach und fing an einzusehen, daß er wirklich nicht so unrecht hatte. Es war mir auch schon zuweilen aufgefallen, daß in der Unterhaltung der meisten Menschen ein recht häufiger und unnützer Gebrauch von dem Wörtchen „wie“ gemacht wird. Mein Freund schien aber geradezu ein besonderes Studium daraus gemacht zu haben; er verfolgte offenbar das Wort und die „Wiemenschen“, wie er sie bezeichnete, mit wildem Hasse und legte dem Wörtchen „wie“ gegenüber eine mimosenhafte Empfindlichkeit an den Tag. Ich hielt es deshalb für angebracht, ihn erst

mal von meinen guten Absichten und von meinem aufdämmernden Verständnis zu überzeugen und sagte:

„Malterjäckchen, du magst nicht Unrecht haben.“

Mit dieser Bemerkung hatte ich sein Vertrauen gewonnen. Er atmete erleichtert auf.

„Du scheinst ja wirklich noch bildungsfähig zu sein, du bist noch nicht ganz verloren. Du lernst es vielleicht noch. Sag' mal selber, ist es nicht scheußlich langweilig, ungebildet, unhöflich und stumpfsinnig, wenn sich grade sogenannte gebildete Menschen in der Unterhaltung fortwährend mit „wie“ anhauchen, anzischen, anpusten, anprusten? Ich sage dir, achte nur mal darauf, und die Haut wird dir schaudern! In der Eisenbahn, in der Kneipe, im Theater, in Konzerten, im Wartesaal, auf der Straße, in der elektrischen Bahn, auf der Post, im Gericht, beim Diner, am Familientische, im Ballsaale, beim Arzt, in der Schule und sogar in der Kirche, — überall, wo Menschen zusammenkommen, wo sie sich unterhalten, überall zischen sie sich mit ihrem langweiligen, eiligen „wie“ an. Ich begreife nicht, daß es ihnen nicht selber schließlich widerwärtig wird. Manche scheinen es geradezu für höflich zu halten, wenn sie verlangen, daß ihnen alles zweimal gesagt werden soll. Wie kann man denn mit solchen Menschen eine vernünftige Unterhaltung führen?“

„Du urtheilst vielleicht etwas scharf, aber doch im allgemeinen richtig.“

„Na, siehst du wohl! Und das Schönste ist in den meisten Fällen, wenn man dann wirklich so

dumm ist, das Gesagte zu wiederholen, antwortet der Wiefrager schon mitten drin, denn es wird ihm nun doch zu langweilig, und er hat ja die erste Frage auch ganz gut verstanden. Der ersten Unhöflichkeit des unberechtigten Wiefragens fügt er also die zweite der Unterbrechung und des in die Rede Fallens hinzu.“

„Es kommt aber doch oft vor, mein Lieber, daß man etwas nicht versteht, und fragen muß!“

„Natürlich! Dann fragt aber ein wirklich durch und durch gebildeter Mensch nicht einfach „wie“! Ein wirklich gebildeter Mensch zischt seinen Nebenmenschen nicht so an wie ein Gänserich, sondern man sagt dann: Verzeihung, ich verstand nicht, oder so ähnlich. Gebildete Menschen werden sich auch für gewöhnlich bemühen, daß sie von den Teilnehmern der Unterhaltung verstanden werden. Es ist ebenso rücksichtslos, in den Bart zu nusseln, als wie es rücksichtslos ist, bei der Unterhaltung unaufmerksam zu sein, so daß man nichts versteht. Jeder gebildete Mensch kennt diese einfache Weisheit, aber befolgt wird sie selten. Einem biedereren Mümmelgreise oder einer hochbetagten Mümmeldame nimmt man ja schließlich so etwas nicht übel, aber ich sage dir, wie mancher junge Mann, wie manches junge Mädchen macht sich alt und unangenehm durch das stumpfsinnige „wie“. Und die Menschen sollen doch alle möglichst lange jung bleiben, und die Jugend zählt doch nicht nach Jahren und Semestern, sondern nach der Frische des Gemütes und des Geistes. Wie kann aber ein Mensch einen jugendfrischen Eindruck machen, der bei

jeder Unterhaltung seinen Stumpfsinn leuchten läßt und fortwährend „wie“ fragt!“

Der kleine Malterjack redete ja wie ein Buch. Ich begriff nun schon, weshalb er Bibliothekar werden wollte. Die Bücher können nicht „wie“ fragen. Er teilte die Menschen ein in „Wiemenschen und nicht Wiemenschen“. Ich begriff nun, weshalb er den uns Begegnenden auswich. Das waren „Wiemenschen“; er kannte sie schon. Nur der Posttrat Knobbe war sein Mann; der war „kein Wiemensch“, mit seinem klaren Verstande und seinem kurzen, offenen Wesen.

„Lieber Malterjack, Du hast Recht, ich will mich bessern. Nun komm aber, die Geschichte wird mir sonst zu anstrengend. Wir gehen in Hartmanns Weinstuben und trinken ein „Pereat“ allen Wiemenschen.“

„Meinetwegen, bei Hartmann bin ich lange nicht gewesen. Vielleicht ist der jetzige Kellner nicht so schlimm. Ich sage dir, ganz menschenstreu bin ich schon geworden. Ich getraue mich nicht, irgend jemand nach irgend etwas zu fragen, denn ich weiß ganz genau, erst fährt mir mal das stumpfsinnige „wie“ ins Gesicht. Das Reisen macht mir auch nicht mehr so viel Spaß, weil ich so oft verkehrte Wege gehe und fahre. Denn ich wage nicht, nach dem Wege zu fragen. Ob es auf dem Dorfe ist oder in der Stadt, im Süden oder Norden, im Osten oder Westen, wenn ich irgendwo bin und frage laut, langsam und deutlich: Können Sie mir sagen, wo die Breitestraße ist? Stumpf stiert der Gefragte oder die

Gefragte mich an, als ob ich nach den unglaublichsten Dingen forschte, und haucht mich an: „wie“? Achselzuckend drehe ich mich dann um, je nach Stimmung fluche ich, lache ich. Aber kaum habe ich einen Schritt gemacht, tönt es hinter mir her: Da müssen Sie rechts rum gehen, und dann links rum, dann kommen Sie in die Breitestraße.“

Ich lachte.

„Ja, du hast Recht; es ist so.“

„Oder ich frage laut und deutlich: „Wo wohnt der Uhrmacher Krause?“ Der Gefragte versteht mich ganz genau, er kennt den Uhrmacher und weiß auch, wo er wohnt, aber es ertönt das übliche geistvolle „wie“, und wenn ich mich umbrehe, ohne noch einmal zu fragen, ruft er hinterher: Der wohnt in der Krummen Straße Nummer 36. — Es ist scheußlich, greulich ist diese stumpfsinnige Angewohnheit, die man bei den meisten Menschen findet. Achte mal darauf, und Du wirst erst Deinen Spaß daran haben, dann Deinen Arger. Zuerst hat es mir auch Spaß gemacht. Ich lauschte auf der Straße der Rede der Vorübergehenden. Immerzu hörte ich „wie“? Höre nur mal, wie sie sich in der Kneipe fortwährend mit „wie“ anbrüllen, die alten Bierphilister! — Ich lernte mal einen Apotheker kennen, einen braven, lebenswürdigen, sonst nicht dummen oder schlecht erzogenen Menschen, der war schon so weit, daß er während der Unterhaltung fortwährend ins Blaue stierte und alle Augenblicke stumpfsinnig fragte: „m-wie“? Ob nun einer etwas gesagt hatte oder nicht, er fragte: „m-wie“? Seine geistvolle Gattin

übertrumpfte ihn übrigens noch, indem sie einem fortwährend das noch unfeinere „was“ entgegenblärrte. Ich mußte meinen Verkehr mit dem Apotheker aufgeben, denn es war nicht mehr auszuhalten.“

Wir traten in Hartmanns Weinstube ein. Malterjack wurde etwas blaß und unruhig, als er den Kellner sah, der geistlos ins Leere blickte und gähnte. Telesfor setzte sich und rückte unruhig auf seinem Stühlchen hin und her. —

„Bestelle Du nur,“ sagte er leise zu mir, „Du sollst sehen, das ist einer.“

„Wir wollen Mosel trinken, ja?“

„Was Du willst.“

„Kellner, eine Flasche Trabener, aber möglichst kalt.“

Malterjacks Diagnose war richtig gewesen.

Der Kellner, der schon eine ganze Weile auf die Bestellung gewartet hatte, rief pünktlich:

„Wie?“

„Siehst Du, siehst Du,“ wimmerte Malterjack und vertrock sich in seinen Kragen. Dann fuhr er auf:

„Mensch, nun sagen Sie mal, warum fragen Sie wie? Der Herr hat doch laut und deutlich genug gesprochen? Haben Sie denn das nicht verstanden? Sie tun ja grade, als ob das die wunderbarste Sache von der Welt wäre, wenn sich hier jemand eine Flasche Wein bestellt, und bei der Hitze möglichst kalt.“

Erschrocken war der Kellner schon längst davon-

gelaufen und kam ganz richtig zurück mit dem Trabener in Eis.

Jakob Telesfor spann sein Thema weiter.

„Wenn ich in einen Laden komme und etwas kaufen will, — unfehlbar muß ich erst einige „wies“ über mich ergehen lassen, wenn ich nicht gleich kehrt mache und wieder hinaus laufe. Vor vier Wochen ging ich in einen Hutladen und sagte: Guten Tag, ich möchte einen weichen Filzhut haben. Verständnislos glözte mich der Hutmacher an, als ob das noch nie vorgekommen sei, daß man in einem Hutladen nach einem Hute fragen könnte, und er rief: „wie?“ Wenn ich ihn gefragt hätte, ob er eine 36pfündige Kanone zu verkaufen hätte, so hätte ich ihm seine erstaunte Frage nicht übelgenommen. Aber so drehte ich um und ging wieder aus dem Laden heraus. Wie viel verlorene kostbare Zeit hat das unglückselige „wie“ schon auf dem Gewissen! Da hättest Du aber das Hutmännchen sehen sollen! Flugs raffte es in jedem Arm ein Paket Filzhüte zusammen und kam hinter mir her. Aber ich blieb fest, und wie laut er auch rief: natürlich, weicher Filzhut; hier, große Auswahl, weiche Filzhüte, weicher Filzhut, Filzhut, schön weich, — ich ging weiter. So etwas kränkt mich zu sehr. Eine ganze Strecke lief der Mann noch auf der Straße mit seinen weichen Filzhüten hinter mir her. Ob er aber gemerkt hat, weshalb ich ihm nichts abgekauft habe? Ich glaube es nicht.“

Unter diesen scherzhaften Gesprächen hatten wir die erste Flasche ausgetrunken.

„Kellner, noch eine!“

„Sawohl, mein Herr!“

„Siehst du wohl,“ sagte Malterjack entzückt, und kniff mich vor Wonne in den Arm. „Das hat schon geholfen. Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn. Man muß es nur den Leuten ordentlich sagen.“

Der Trabener war vorzüglich. Telesfor hob nach kurzer Zeit die Flasche, blinzelte und sagte: „Alle! Wir wollen mal eine bessere trinken.“

Eben traten zwei Herren ein, im Gespräch begriffen. Das erste Wort, das wir von ihnen hörten, war „wie“?

Malterjack zuckte zwar zusammen, verkroch sich jedoch nicht mehr. Der Wein schien ihn etwas milder oder widerstandsfähiger gemacht zu haben.

„Kellner, bringen Sie mal ne Flasche Strycher Lehnchen,“ sagte er kühn.

„Sawohl, sofort, mein Herr.“

Jakob Telesfor strahlte. „Ist das nun nicht viel strammer, schneidiger? Der Kellner kriegt drei Mark Trinkgeld. Hier gehe ich öfter her, in dies bildungsfähige Lokal. Famos!“

Der Strycher machte meinen kleinen Freund immer vergnügter. Er sprach auch schon von etwas anderem als von dem Wiethema.

Als er aber durch die offene Tür des Nebenzimmers eine Unterhaltung am Fernsprecher hörte,

die aus weiter nichts zu bestehen schien als aus „wie“ und „was“, da fing er wieder an.

„An den Fernsprecher kriegen mich keine drei- undzwanzig Pferde mehr, und wenn mein Leben auf dem Spiele stände. Da ist es am tollsten. Es ist ja ungeheuerlich, was da geleistet wird! Das fängt mit „wie“ an und hört mit „wie“ auf. Weißt du, was ich aus Verzweiflung schon mal gemacht habe?“

„Ne!“

„Ich bin mal mit zwei Luftschiffen aufgestiegen in ihrem dämlichen Ballon, um mal vor dem gräßlichen „wie“ Ruhe zu haben. Ich dachte, bei derartigen Männern der Wissenschaft, die so hochfliegende Pläne haben, kommt so etwas nicht vor. Als wir eine Weile gestiegen sind, frage ich den einen: wie hoch sind wir jetzt? „Wie?“ prustete der Unhold. Ich wollte mich eigentlich aus der Gondel stürzen. Nur der Gedanke hielt mich davon ab, daß der erste, der mich unten auf der Erde finden würde, natürlich sofort „wie“ sagen würde. Ich beschränkte mich also darauf, während der ganzen Fahrt, die verdammt hoch ging, kein Wort mehr zu sagen. Ich antwortete in meinem Ingrimme auch auf keine Frage der beiden Lustontels. Ich war zu sehr gekränkt für mein schweres Geld. Der andere Luftmensch war ein Arzt, und ich hörte, wie er zu seinem Genossen sagte, das wäre ein interessanter Fall mit mir, den wollte er veröffentlichen. Ich hätte durch die Luftverdünnung meine Sprache verloren, oder mein Verstand hätte gelitten, oder so ähnlich. Daß sie mit ihrem stupiden

„wie“ schuld waren, haben die alten Windsegler nicht gemerkt. Luftverdünnung! Blödsinn!“

Als die vierte Flasche „alle“ war, fing mein Malterfädchen mit leiser, wenig wohlklingender Stimme an zu singen:

„Mäs schweigä, jedur neigä, ernstn Tönän“ — weiter kam er aber niemals, so oft er auch anfing.

Dann umarmte er mich.

„Zu schön, daß wir uns heute getroffen haben! Ich bin so gern vergnügt. Wenn bloß die Menschen nicht immer „wie“ fragten! Du sollst hoch leben. Du bist kein Wiemensch, und der Kellner auch nicht. Der kriegt fünf Mark Trinkgeld, — nein — sechs. Kellnerchen, noch solche Fl — Flasche! Feiner Be — Betrieb. Alles hat den Wie — Wieklaps, bloß wir nicht.“

Nach einer Weile fing er wieder an zu singen:

„Viola, Baß und Geigen,“ und ging dann gleich zum „tunke, tunke, vallerä“ über, das er mit großer Ausdauer fortwährend wiederholte. Dann wurde er müde, und sein zierliches Gesicht rutschte langsam in den Kragen hinein. Ich stieß ihn an.

„Tunke — tunke — tunke — tunke — vallerallera,“ tönte es gedämpft aus des Kragen Tiefe heraus.

Ich stieß ihn wieder an.

Dumpfes Murmeln aus der Tiefe.

„Du, Malterfädchen, komm, wir wollen nach Hause fahren!“

Erstrocken fuhr er auf und rief:

„W i e?“

## Heimkehr



Die zahlreichen blanken Fenster des einstöckigen, niedrigen Wohnhauses auf dem Gutshofe glänzten blendend in den spielenden Strahlen der Nachmittagssonne. Warm lastete die Sommerluft auf dem großen, gepflasterten Hofe. In der geräumigen Düngergrube suchten und scharrten bunte Hühner, und in dem braunen Wasser schnatterten und schmadderten watschelnde Enten.

Vor der grauen, verwitterten Hundehütte, die am Eingange des Hofes stand, lag der bissige Kettenföter und blinzelte in die Sonne, die ihm auf seinen schwarzen, langhaarigen Pelz prallte.

Ein graublondhaariger alter Mann in blauer Jacke, die mit einzelnen neuen, dunkelblauen Bierdecken kunstlos geflickt war, legte in gemütlicher Ruhe die runden Pflastersteine; die noch so neu und ebennmäßig lagen; früher herrschten Schlamm und Staub auf dem Gutshofe.

Regelmäßig schabend klang das krazende Geräusch des stachligen Besens über den stillen Hof.

Eine derbe polnische Magd kam aus dem Kuhstalle und klapperte ungeschickt mit klozigen Holzpantoffeln über die Steine. Um ihre Beine kläffte

taperig springend ein häßlicher, gelbbrauner, lapp- und schlappohriger Dachshund.

Der schwarze Langhaar vor der Hundehütte hob den dicken, vierkantigen Zerberuskopf und richtete sich halb empor auf den weißgefleckten Vorderpfoten. Die rostige Kette klirrte. Der Hund am Tore hörte das Knattern und Schuttern eines heimkehrenden Erntewagens. Das trabende Gespann wendete ein und fuhr in den Hof. Oben auf dem Korn saßen zwei Mädchen mit bunten Kopftüchern; der polnische Knecht lenkte vom Pferde Rücken aus die vier leichten Pferde und ließ die lange Peitsche über die Vorderpferde sausen. Er lenkte den goldgarbenbelasteten Leiterwagen vor die breite Luke der Kornscheuer; die Räder rumpelten, und die unbeschlagenen Hufe der Gähle scharrten auf den Steinen.

Der Knecht spannte unter polnischen Schimpfreden über die unruhigen Pferde die Tiere aus. Die Mägde warfen die Garben durch die Luke in die Scheuer, wo das Korn kunstvoll aufgeschichtet wurde.

Der Hund am Tore blaffte laut.

Am Eingange des Hofes stand ein Mann. Er betrachtete Haus und Hof, auch über die drallen Mägde auf dem Erntewagen fuchtelten seine Blicke hinweg.

Es waren zwei trübe, häßliche, unruhige, dunkle Augen, die auf dem Hofe umherirrten. Ein rotbrauner, schmutzig-struppiger Bart deckte hagere, graue Wangen, und die Stirn war mit roten Punkten und Knötchen besät. Das Laster schaute aus diesem wie lebendig vermoderten Gesichte.

Nachlässig lehnte sich der hagere Mann an die Lehmwand der Scheuer und ließ den schmutzigen Knotenstock spielend in der Hand baumeln.

Die Augen des Alten mit dem Besen ruhten ein Weilchen auf dem Fremden.

Es waren klare, blaue, niedersächsische Augen. Der Gutsherr hatte den alten Christian Funke und den Großspanner August Eppers mitgenommen aus der Heimat in das aufblühende, schöne östliche Land, wo er sich ein Gut gekauft hatte. Wenn die beiden Alten auch nicht mehr viel leisten konnten, so waren doch heimatliche Gesichter bei ihm, und er konnte mit den beiden in der Sprache seiner Kindheit reden.

Gerade ging auch Eppers, der aus dem Pferde- stalle kam, über den Hof mit seinen langen Beinen, die weit und breit nicht ihresgleichen hatten, und Funke rief ihm zu:

„Nu kit, August, wat is denn dat wedder forn Bummeler! Dei fühl ja ganz dulle ut!“

„Na wat denn! Loat em stoan; dei Tit ward em oll lang düern!“

„Den Snurrbüdel hat hei up den Buckel, aber inne hat hei nist, un sine Stäwel moaket ne höllisch gröte Snüte,“ schalt Funke weiter in seinem Zorne über das polnische Bettlergesindel, das so oft den Hof heimsuchte.

„Sinen sönn dagschen Rock hat hei tau Hüslaten,“ höhnte der lange Eppers.

„Dei Gluckpulle ward hei woll nich vergeten hebben. Kit blos dei Nase an!“

Der Mann hörte die höhrenden Bemerkungen, und wenn er auch, obwohl er gut hochdeutsch verstand, die plattdeutschen Worte nicht erfaßte, so entging ihm doch ihr Sinn nicht. Aber er machte sich nichts daraus. Gleichgültig den Mund verziehend, griff er in die Rocktasche, deren Rand durch die häufigen Griffe glatt und klebrig glänzend geworden war, und zog die wohlgefüllte Schnapsflasche heraus. Glücklich goß er sich einige große Schlucke durch die ausgebrannte Kehle, und unter der trügerischen Wirkung des Branntweins belebten sich auf einige Minuten die Züge des verkommenen Landstreichers. Er stellte sich gerade hin, stieß den Stock auf die Steine und murmelte in polnischer Sprache:

„Und dies alles könnte noch mir gehören, wenn ich nicht so ein Lump geworden wäre. Aus einem Gutsbesitzer ein Landstreicher, ein strolchender Bettler! Es ist doch ein verdrehter Einfall von mir, daß ich hierher gehe und mir meinen Mund wässrig mache mit dem, wovon auch nicht ein Strohhalm mehr mir gehört. — — Ja, besser sieht's hier aus; das sehe ich; nicht so verlottert wie bei mir. Ich will doch auch ins Haus gehen und mir meinen Nachfolger ansehen! Das wird so ein deutscher Dickkopf sein, wie sie immer in unser Land kommen. Sei still, du blaffende Bestie!“

Er schlug den Hund mit dem Stocke über die heulende Schnauze und ging langsam, mit schlaffen Schritten über den Hof.

„Nu kik einer an, jetzt geht hei in't Hus! —

Na, use Herre ward em up den Drab bringen,“ knurrte der weiter fegende Funke.

Der Zerlumpte öffnete die Haustür mit dem blankgeputzten Messinggriffe und stand auf dem rotgeplasterten Flur. Eine polnische Küchenmagd schaute aus ihrer Thür. Er nahm die zerrissene Lumpenmütze ab und murmelte polnische Bittworte. In demselben Augenblicke kam aber schon der Gutsherr in den Flur. Etwas unwillig maß der kräftige junge Mann den verlumpten Bettler, der wiederum in polnischer Sprache um ein Geldgeschenk bat.

„Sprechen Sie nur Deutsch! Sie sind hier in einem deutschen Hause!“

„Ja, leider, das weiß ich. Früher war's hier anders.“

„Warum, leider? Wie man's treibt, so geht's. Wer nicht arbeitet, und wer seine Habe verspielt und vertrinkt, der geht hier unter ebenso wie überall, mag er nun Deutscher oder Pole sein. Das ist eine abgestandene Weisheit, die sich kaum auszusprechen lohnt.“

„Ein Raub bleibt's doch an unserer Vatererde.“

„Für einen, der im Lande umherzieht und — bettelt, führen Sie eine schwungvolle Sprache.“

„Ich war auch das Befehlen früher gewohnt.“

„Um so schlimmer für Sie, daß Sie nun nichts mehr zu befehlen haben. Ich muß ins Feld. Gehen Sie weiter — hier —“

Ein Fünfpfennigstück hielt der Besitzer dem Bettler entgegen. Der lachte.

„Also fünf Pfennig bietet man mir hier in dem Hause, das früher mein eigen war! Mehr hatte ich doch erwartet.“

Der Gutsherr stuzte.

„Sind Sie vielleicht —, wirklich? — War das Ihr Besitztum? Es gehörte einem polnischen Herrn, ehe ich es vom Zwischenhändler kaufte. Der Pole trank und spielte und vernachlässigte seines Vaters Erbe.“

Der Bettler stampfte mit dem Fuße.

„Er trinkt noch; aber zum Verspielen hat er kein Geld mehr. Glauben Sie's oder nicht; ich bin der frühere Besitzer. Nun ziehe ich im Lande umher seit Jahren, und ein törichter Einfall war's, hierher zu gehen und mein Vaterhaus aufzusuchen. Ich sehe, es ist hier anders und besser geworden, aber freuen kann ich mich darüber nicht. Ihr seid doch Räuber und Eindringlinge.“

„Mäßigen Sie sich, mein Lieber. Sie tun mir leid, sonst würde ich Sie anders behandeln.“

„Ja, Sie sind im Besitz und im Recht. Wer Geld hat, der hat auch Recht.“

„Sie haben das alles selbst verscherzt. Und so geht's mit vielen von Ihnen, und mit manchem wird's noch so gehen, der jetzt noch auf eigener Scholle sitzt. Und wenn Sie sich noch so sehr sträuben und sich zusammenballen wie ein Haufen Kletten, — das Land hier wird dennoch deutsch!“

„Das findet sich. Vorläufig geben Sie mir ein paar anständige Groschen, damit ich mir neue Lebenskraft kaufen kann.“

Der Bettler hielt dem Gutsherrn die fast geleerte Schnapsflasche entgegen und trank ihm zu.

„Sie sind unverschämt,“ brauste der Deutsche auf.

„Man lernt's von Ihnen.“

„Hüten Sie sich, meine Geduld ist zu Ende.“

Der Bettler trank und hielt dem Besitzer die leere Flasche dicht unter die Augen.

„Leer, wie der ganze Mensch selbst“ —

Von Ekel erfüllt, stieß der Deutsche die schmutzige Flasche zurück, klirrend fiel sie auf die roten Steine.

Da wurde auch der polnische Bettler zornig und rief:

„Machen Sie, was Sie wollen, aber meine Schnapsflasche ersetzen Sie mir! Ziehen Sie Ihren Geldbeutel, wenn's Ihnen auch schwer wird!“

„Das werde ich nicht tun. Machen Sie, daß Sie hinauskommen! Es ist nun genug.“

„So kommt es. Das war die Heimkehr. Zum zweiten Male hinausgeworfen! Jawohl, ich gehe, aber ich komme noch einmal wieder. Wir alle kommen wieder. Frohlocken Sie nicht zu früh! Und ich, ich komme bald wieder. Bald!“

Ein flackernder Rachegebanke schoß ihm kurz und leuchtend durch das Gehirn. Als er über den Hof ging, wandte er sich noch einmal um. —

„Bald komme ich wieder, früher als dir lieb ist, du Räuber, du Eindringling“ — — —

In seinem Zorn und seinem Schelten beachtete er den Kettenhund nicht; der biß ihn in das Bein, und das blaßrote Blut lief träge über die zerlumpfte, gelbbraune Hose. Im Ausweichen und Beiseite-

springen stolperte der Bettler über einen Stein und lag im Staube. Die Bißwunde am Beine wurde durch den grauen, siebfeinen Straßenstaub verklebt.

Den Daliegenden faßte ohnmächtiger Zorn; Schaum stand vor den blutleeren, trockenen Lippen. Der ganze ausgelebte Leib krampfte sich zusammen vor zitternder, ohnmächtiger Bettelwut. Die wühlenden Hände griffen in den Staub. Heiser heulend klang die Stimme des Verkommenen, wie von marthloser Wut zerknickt und zermalmt.

„Ihr sollt mir's büßen, ihr rohes, proziges Gefindel, ihr Blutfauget, ihr Wucherer“ — —

Schelt- und Schandworte flogen dicht auf Haus und Hof.

Der Bettler wand sich empor aus dem Straßenstaube und ging langsam hinkend dem Ausgange des Dörfchens zu. Oft sah er sich um nach seinem Hause und Hofe und schwang drohend den Knotenstock.

Allmählich verließ ihn die zähnefletschende Wut, und der alte Zynismus kehrte wieder bei ihm ein, mit verächtlichem Lippenzucken trägen Gleichmuth spendend.

Der Bettler suchte seine Lumpengroschen zusammen, ging in das Wirtshaus und kaufte eine neue Schnapsflasche von besonderer, Vertrauen erweckender Größe und weitbauchiger Fülle.

Der Schnaps gab ihm die weltverachtende Ruhe seines Gemüthes wieder. Er kehrte noch einmal nach dem Wirtshause um und kaufte eine Schachtel Streichhölzer. Hell brannte ihm schon der flackernde Rachegebante.

Oft die Flasche an den Mund setzend, wankte der Strolch hinkend aus dem Heimatsdörfchen hinaus auf das Feld. Er verschwand hinter einem Strohdriemen, zog einige Garben hervor und warf sich darauf. Die Flasche hielt er in der Hand.

Die Sommerabendsonne stand nahe am Rande des Gesichtsfeldes; schwüle Abendhize flirrte auf den Stoppeln. Der Landstreicher stierte mit seinen lastertrüben Augen auf das Feld; stumpf hörte er den Abendgesang einer frohen Lerche. Der Hundebiß schmerzte ihn; das Bein war stark angeschwollen.

„Der Kötter hat gut zugefaßt. Vier Zähne in mein Fleisch gerissen. Nun, heute abend werden wohl die elenden Beine noch ausreichen.“

Er klopfte auf die Tasche; die Streichhölzer klapperten.

„Also das war die Heimkehr heute nachmittag! Aber ich komme noch einmal wieder. Laßt's nur erst hübsch dunkel werden. Laßt nur den Herrn Besizer erst im Bette liegen. Er soll bald wieder aufstehen. Er soll meinen Dank haben, der Dieb, der mein Haus und Hof und meine Felder gestohlen hat“ . . . . .

Graues Dunkel war hüllend herabgesunken, als der Mann die Flasche fast ganz geleert hatte. Seine Augen flackerten wie qualmiges Feuer; in höhnischen Verzerrungen zuckte das fahle Gesicht. Die stolpernde Zunge lallte abgerissene Satzketten in der polnischen Muttersprache:

„Jetzt freut euch, ihr deutschen Hunde! Es wird ein lustiger Abend. Hübsch hell und glimmerig und warm. Ihr sollt aus euern Betten springen, weil

ich es will. Und der Herr Besitzer soll den Qualm in seine Kehle ziehen. Er soll nicht mehr auf meinen Feldern umherlaufen“ . . . . .

Der betrunkene Bettler schwankte in hinkendem Wackelgange über das dunkle Feld, auf das Dorf zu, das still im Ruheschatten des Sommerabends lag. Aus einem Garten hörte er zwei jugendliche Mädchenstimmen noch spät in Klangreicher, schöner Melodie ein polnisches Lied singen; er beachtete es nicht.

„Vorwärts, ihr Lahmen Beine! Zu diesem Abendwege müßt ihr noch ausreichen. O, der Rötter mit seinen schleimigen Zähnen! — Die Freude aber, Herr Besitzer, heute Abend! Die Freude! In Feuer und Qualm mein Haus und Hof! Und die dummen Gesichter morgen früh, wenn sie in die Asche glozen. Alles aufgepufft! Schön gespißt hat er meine Scheunen. Hei, wie die Brandgarben durch die Luft fausen sollen! Ich habe immer gern Raketen fliegen lassen. Das wird ein Fest wie nie zuvor. Und das Gesicht von dem Hunde, wenn er meine Raketen sieht!“

Der Landstreicher war an die Gartenmauer des Gutes gekommen. Langsam und leise fluchend kletterte er hinüber. Um durch die Luke einer der Scheunen zu dem Stroh gelangen zu können, gebrauchte er eine Leiter. Er wußte, daß Leitern im Schweinestalle neben den Koben hingen. Langsam schlich er zum Stalle und öffnete leise die Thür.

„Jetzt fängt der Tanz gleich an, — — — da drüben die Scheune zuerst, damit auch das Wohnhaus sein tüchtiges Teil hat!“ . . . . .

Die Schweine rumorten und grunzten über den ungewohnten nächtlichen Besuch.

„Ruhig, ruhig, meine lieben Freunde! Ihr werdet heute noch schwitzen. Wahrscheinlich werdet ihr auch gebraten. Wo sind die Leitern? Hier saßen die Haken doch sonst“ . . .

Er stolperte und schwankte tappend im Stalle umher.

„Hier müssen sie doch sein“ . . .

Er tastete und poltere im Finstern weiter.

Plötzlich trat er auf ein dünnes, alterstümliches Brett, das eine tiefe, ausgemauerte Grube bedeckte. Das mürbe Holz knackte und brach, und der Bettler platschte mit einem wilden Fluche in die übelriechende Flüssigkeit hinab.

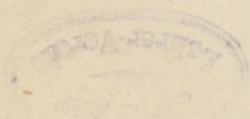
Die Tiere im Stalle raschelten im Stroh und grunzten noch ein Weilchen; aus der Grube gurgelte und stöhnte es, — dann wurde alles stille. —

Am andern Morgen schien die strahlende Sonne wieder auf Haus und Hof und Scheuern, wo deutscher Fleiß und deutsche Arbeit Ordnung geschaffen und Segen gesendet hatten.



Die Wafferfrau

9





Von einer jahrelangen Forschungsreise auf den Inseln Java und Sumatra war Professor Brandt, ein deutscher Professor an der holländischen Universität Leyden, zurückgekehrt. Als er daran arbeitete, seine entwicklungsgeschichtlichen Studien auf Grund der Embryologie der Affen und fliegenden Hunde zum Abschlusse zu bringen, erkrankte er schwer. Das Klima, die tropischen Nächte und der übergründliche deutsche Fleiß rächten sich. Aber seine deutsche Zähigkeit ließ ihn auch genesen.

Nun suchte er Erholung; aber wo sollte er sie finden? Im Lärm und Dunst der Stadt, im Getriebe und Klatsch eines Kurortes, im Zwange eines Sanatoriums? Das alles behagte dem feingebildeten Manne nicht, mit seinem mehr nach innen gerichteten Denken; seinen leicht verletzlichen Sinn lockte das nicht.

Langes Nachdenken brachte ihm einen Freund in Erinnerung, von dem er wußte, daß er ein herrlich gelegenes, einsames Landgut in Bosen besaß. So gleich schrieb er an ihn und bat um Aufnahme.

Nach drei Tagen antwortete der Freund:

„Du suchst Erholung, Ruhe, Einsamkeit, ohne Verkehr, ohne Menschen; aber doch willst du dich nicht langweilen, und geistige Anregung willst du haben. So komm zu mir.

Ich habe Bücher, von den guten die besten.

Du suchst stille, unverfälschte Natur, aber doch willst du die äußeren Annehmlichkeiten behaglichen Wohnens nicht entbehren; du willst nicht in Wald und Wüste wie ein darbenender Einsiedler leben.

So komm zu mir.

In meinem Hause und auf meinem Besitztum findest du, was du suchst.

Niemand wird dich stören. Lebe ganz nach deinem Willen. Ich weiß, wie wohl das tut. Auch ich gehe stets meine eigenen Wege.

Ein einsamer, bitterer Mann bin ich ja geworden, seit mir mein Weib und meine Kinder entrisen sind.

Mein Leben ist abgeschlossen, ich lebe nur noch in der Erinnerung, und um der Erinnerung willen, weil ich sie nicht missen mag. Oft erscheine ich mir wie ein morscher Baum, der kein Blatt und keinen Zweig mehr treibt, in dem kein Lebenssaft mehr kreist und drängt. Ich stehe, weil ich noch nicht fallen kann.

Deines Verständnisses bin ich sicher.

Ich erwarte dich, gib mir Nachricht.“

Professor Brandt reiste zu seinem Freunde, als der Frühling durch die Welt sang und lachte und jauchzte. Auf der Reise beschäftigten ihn die Ge-

denken an seinen Freund. Ja, es lockte ihn, den einsamen Mann in seinem Schmerze verstehen zu lernen, in seiner träumenden Erinnerung; den Mann mit dem weichen Sinne, den Mann, der ein Dichter war, wenn er auch nie eine Zeile aufgeschrieben hatte.

Am Schlusse seines mehrmonatigen Aufenthaltes auf dem Landgute schrieb der Professor seine Erlebnisse, Eindrücke und Stimmungen nieder. Unverändert sollen sie hier wiedergegeben werden.

\* \* \*

Weitab von Schienen und Stadt wohnte mein Freund.

Durch buntes Land führte mein Weg, als ich die Eisenbahn verlassen hatte.

Weißer Birken ließen ihre langen, frischgrünen Schleier im leisen Winde wie sanfte Fahnen über den sandigen Fußpfad wehen; dann wieder strömten dunkelgrüne Kiefern ihren harzigen, warmen Duft in die heiße Frühlingsluft aus, oder ein junges, lebens-treibendes Roggenfeld mit Halmen so hoch, daß sich ein junges Reh darin bergen konnte, ließ dem Blicke Raum, in die weite Ebene zu wandern. Einen kleinen Hügel stieg ich hinan; aus dem dünnen Sande, zwischen vertrockneten Kiefernadeln, Kiefernzapfen und spärlichem Grase, wucherte das Frühlingskreuzkraut dreist hervor mit seinen mattgelben Blüten.

Von der Höhe des Hügels blickte ich hinab und sah durch dunkle Erlenstämme und dunkles Erlen-grün silberhelles Wasser schimmern; in Schilf und Erlenbäumen und Erlengebüsch, von bewaldeten

Hügeln umrahmt, lag da ein weiter, schweigender See.

Ich ging am Ufer entlang und freute mich der frohen Farbenpracht, wie der blaue Himmel mit weißen Wölkchen sich im See spiegelte, wie der Erden dunkle Schattenbilder sich im Wasser malten.

Eine helle Lichtung unterbrach bald den grünen Rahmen, und als ich den Blick seitwärts wendete, sah ich in nicht allzu großer Weite ein weißes Haus mit flachem Dache, fast wie ein Schloß gebaut. Ganz im Grünen lag das weiße Gemäuer, das unten und zwischen den vielen Fenstern mit Streifen grünen Efeus oder Weinlaubes berankt war, nur der Blick nach dem See war frei, und ein schmaler Pfad führte über eine frischgrüne Wiese zum Wasser hinab.

Das war meines Freundes Haus, und ich beschritt den Weg im Grase.

Hell blinkend leuchteten mir die Fenster aus dem Gebäude entgegen; nur zwei Balkonfenster in der Mitte des zweiten Stockwerkes waren mit grellroten Vorhängen verdeckt und gaben keinen Widerschein.

Und ich malte in Gedanken das Bild mit den vier Farben: Oben der tiefblaue Himmel, in der Mitte das grellweiße Schloß mit den beiden roten Augen, zu beiden Seiten und unten alles grün von Wald und Wiese.

Bald ging der Wald zu beiden Seiten über in Parkanlagen mit uralten, gewaltigen Bäumen verschiedenster Art, und die Wiese wandelte sich allmählich in Gartenanlagen mit bunten Blumenbeeten und vielfach gewundenen wohlgepflegten Gartenwegen.

Durch hohe, weit geöffnete Flügeltüren trat ich in den hallenähnlichen Flur.

Lange und herzlich schüttelte ich die Hand meines Freundes Friedrich Ehrentraut, und tief schaute ich ihm in die traurigen, ernstesten Augen.

Ich fragte den Mann nicht, denn ich fühlte, was ihn bedrückte, würde er mir anvertrauen, wenn die Zeit gekommen war.

„Wie ich dir schon schrieb,“ sagte er, „lebe ganz nach deinem Gefallen. Es steht dir alles zur Verfügung. Wenn du mich und meine Gesellschaft brauchst, so will ich für dich da sein, und wenn ich dich haben will, so werde ich dich suchen. Aber kein Zwang soll sein. Ich habe ja noch Stunden, in denen ich mich nach Menschen sehne; ich danke dir, daß du gekommen bist. Jetzt soll dich der Diener in dein Zimmer führen.“

Langsam ging ich dem alten stillen Führer nach, eine breite Treppe hinauf. Während ich ging, und als ich schon in meinem hellen, großen Zimmer stand, immer noch sah ich vor meinen geistigen Augen die Gestalt meines Freundes, das feine, schmale Gesicht mit den traurigen Augen. Tief hatte in diesem Gesichte der sehnende Kummer gepflügt, und in die Seele hinein hatte er die traurige Saat gesäet, aus der Verbitterung und manche launisch erscheinende Sonderbarkeit aufgegangen sein mochten. Müde, wie verträumt, war des Freundes Gang, und seine Bewegungen waren matt und lässig. Ich hörte noch die tiefe, etwas eintönige Stimme, aus der es klang wie von zerrissenen Saiten; es war die Stimme, die ich

in fröhlicher Jünglingszeit so oft in wildem Übermuth hatte jauchzen und jubelnd singen hören. So blitzend konnten die jungen Augen durch die Welt lachen, als ob des blühenden Jugendglüdes nie ein Ende sein könne. Damals.

Längst schon hatte mich der Alte verlassen, und immer noch stand ich in Gedanken verloren.

Lautes Vogelgezwitscher tönte jetzt durch die offenen Fenster zu mir, und es huschte und raschelte in dem dichten, dunkelgrünen Geseugewirr, das die Fenster umrahmte. Ich trat an das mittlere Fenster und blickte hinaus. Ein weiter, grüner Rasenplatz lag vor mir; einzelne Gruppen von Fichten mit langniederhängenden Zweigen standen darauf, auch einige Blutbuchen mit braunroten Blättern, und ein gewaltiger Ahornbaum mit tief sich senkenden Ästen.

Und dann: was glänzte und gleißte, flimmerte und leuchtete dort hinten silberweiß im Sonnenlichte? Das war der See, an dessen Ufer ich vorhin gewandert war. Bekannt und vertraut grüßte mich sein blitzender Schein, und wie ein erfrischender Hauch wehte es mir herüber von dem kühlen, schmeichelnden Wasser.

Ich trat vom Fenster zurück.

Dort in der Ecke winkte mein Reisekoffer, der schon vor mir eingetroffen war.

Während der Vogel im Geseu mir wieder ein fröhliches Lied vor die Seele sang, kramte ich in meinen Habseligkeiten, packte aus und verteilte alles in die Schränke und Kasten. Froh wurde mir dabei zu Sinne. Wie wollte ich hier leben und genießen

in Flur und Wald und auf dem wunderbaren See, der mich lockte wie mit geheimnisvollem Zwange, mit seinen stillen Ufern und seiner flimmernden Flut. Wie wollte ich auch der Ruhe und Einsamkeit des Hauses mich erfreuen, dem stillen Freunde ein wahrer Freund sein und vielleicht seines Grams Mitwiffer und Tröster werden!

Als ich meine Siebensachen geordnet hatte, ging ich schnellen Schrittes die Treppe hinunter, denn ich hoffte Friedrich in der Halle unten zu treffen. Aber er war nicht da und kam mir an diesem Tage nicht wieder vor die Augen. Ich durfte ihm das nicht verargen, dem einsamen, weltfremden Sonderlinge.

Ich betrachtete die Halle, sie war wohnlich und behaglich eingerichtet und mochte wohl im Sommer als Aufenthaltsraum der Hausbewohner dienen oder gebient haben. Breite Bänke aus Eichenholz, mit kräftigem Schnitzwerk verziert, standen an den Wänden; auch zwei derbe, lange Eichentische fehlten nicht. Breite Flügeltüren, zur oberen Hälfte aus Glas, führten auf einen breiten Vorbau und von da in den Garten.

Die diesen Türen gegenüberliegende Wand schmückte ein Gemälde, zwar nicht von Künstlerhand geschaffen, etwas hart und unbeholfen in der Ausführung, aber doch mit Verständnis, liebevollem Fleiße und Phantasie gemalt; des Dichters Worte standen darunter, mit gotischen Buchstaben sorgfältig ausgeführt.

Und ich las in dem eigenartigen Bilde und empfand dabei die wohl lautenden Verse:

„Auf dem See, dem regungslosen,  
(Lenau schreibt „Teich“; aber unter dem Bilde stand „See“.)  
Weilt des Mondes holder Glanz,  
Flechtend seine bleichen Rosen  
In des Schilfes grünen Kranz.  
Hirsche wandeln dort am Hügel,  
Blicken durch die Nacht empor;  
Manchmal regt sich das Geflügel  
Träumerisch im tiefen Rohr.  
Weinend muß den Blick ich senken;  
Durch die tiefste Seele geht  
Mir ein süßes Deingedenken  
Wie ein stilles Nachtgebet.“

Die letzten vier Reihen waren mit kleineren Buchstaben von anderer Hand und offenbar später unter das Bild gemalt.

Und an den See, der durch die offenen Flügeltüren schimmerte, erinnerten mich das Bild auf der Wand und das Lenausche Gedicht.

Das Wandbild war so ganz dem süßen, frommen, träumerischen Schilfliede nachgedichtet.

Wer hatte das Bild gemalt?

Der eigentümliche Zauber des stillen Wassers, der mich gleich beim ersten Anblick ergriffen hatte, mußte auch den Schöpfer des Bildes veranlaßt haben, die stete Erinnerung an den See auch im Hause festzuhalten.

Ich dachte an die junge Gattin meines Freundes.

Wie, wo war sie gestorben, sie und die Kinder?  
Ich wußte nichts davon.

Wieder schaute ich nach dem See, und hell leuchtend im Sonnenlichte sah ich in seine glatte Fläche. Zuckendes Flimmern blitzte von ihm auf, als ob er des Rätsels Lösung sei. Fast blendete das Gleißeln meinen Blick.

Durch den Garten ging ich jetzt, und um das Haus herum, an dessen Giebelseiten mächtige alte Linden und Kastanienbäume standen, die weit über das flache Dach hinweg ihre schützenden Zweige streckten. Auch an der anderen Seite des vielsenstrigen Hauses lag ein weiter Grasplatz, von hohen Bäumen umrandet; an diesen Platz schloß sich der große, gepflasterte Hof, an dessen Seiten die langen Wirtschaftsgebäude standen.

Still war's in Hof und Stall zu dieser Frühlingsnachmittagsstunde; ich ging dorthin, wo ein gedämpftes Stampfen und kurzes Schnauben ertönte, in den Pferdestall durch die halb offene Tür. Aber leer schienen die vielen Stände des hohen, hellen Stalles; nur in einer Ecke standen zwei Schimmel mit langen Schweifen. Müde und schläfrig senkten die beiden Pferde die Köpfe; zuweilen hoben sie träge einen Huf, um eine lästige Fliege abzuwehren, oder sie schlugen gleichmäßig mit dem Schweife danach. Noch etwas regte sich jetzt in dieser dunstigen Ruhe: ein alter Mann, der auf der hölzernen Futterkiste gesessen hatte, stieg langsam herab und sah mich fragend an aus verschlafenen grauen Augen. Dabei nestelte er an seiner blauen Leinenjacke und ergriff mit der anderen Hand die zernagte Tabakspfeife.

Ich sah jetzt, daß es derselbe Mann war, der

mich vorhin als Diener auf mein Zimmer geleitet hatte. Mit längeren Worten machte ich mich ihm bekannt, aber er nickte nur und setzte gleichmütig seine Pfeife in Brand.

„Sie haben hier noch eine große Landwirtschaft?“ fragte ich.

„Nicht mehr so wie früher,“ sagte der alte Kutscher und Diener in hartem Hochdeutsch. „Der Herr hat viel Acker verkauft und viel aufforsten lassen. Es soll alles Wald werden. Und nach der Wirtschaft fragt er nicht viel mehr. Der Verwalter besorgt alles.“

Während einer langen Pause dampfte der Alte dicke Tabakswolken und machte sich an dem einen Pferde zu schaffen, dem er einige Strohhalme aus dem Schweife entfernte.

„Dies sind wohl die Kutschpferde?“

„Ja. Früher waren es sechs. Früher, als es hier noch anders war. Der Herr fährt jetzt fast nie mehr. Die Tiere sind noch nicht so alt; aber ganz steif sind sie geworden. Es waren die Lieblingspferde.“

Sollte ich den Alten fragen nach dem, was er vielleicht wußte? Aber ein unbestimmter Zwang hielt mich von der Frage zurück. Es schien mir auch so, als ob ich von dem Alten keine Antwort erhalten würde, denn er hatte sich plötzlich umgedreht und fing an, geräuschvoll Stroh und Spreu zusammenzufegen.

Stumm stand ich noch eine Weile, dann verließ der wortkarge Alte den Stall, und ich blickte ihm nach, wie er in seinen groben, ausgetretenen Leder-

schuhen langsam über den Hof schlürfte, große Tabakswolken hinter sich zurücklassend.

Mich lockte wieder der waldige Park, und auf einer Bank, aus weißen Birkenästen roh gezimmert, saß ich lange in sinnender und träumender Ruhe.

Ein Buch hatte ich zu mir gesteckt, von meinem wunderherrlichen Storm. Ich schlug auf: „Aquis submersus.“

Und der See glänzte wieder vor meiner Seele, der tiefe, stille See. Aquis submersus.

Was barg die dunkle Tiefe? . . .

Nach meiner einsamen und einfachen Abendmahlzeit, die ich auf der Terrasse eingenommen hatte, wanderte ich wieder in den Park, den schon die Dämmerung des Frühlingsabends auf leisen Schwingen durchflog. Kein Windhauch bewegte die Bäume. Wundervoll mischte sich in der warmen Luft der Duft des frischen Grases, des hellgrünen Junilaubes und der harzigen Kiefern, und eine frohe Kraft wehte mich an, daß ich mich schon fast genesen wähnte von der schweren Krankheit, die mir oft in langen, schlaflosen, fieberheißen Nächten ins Ohr geraunt hatte, daß ich wohl niemals die Welt im Maiengrün wiedersehen sollte, und niemals wieder dem Sange der Nachtigall lauschen. An diesem Abend empfand ich so recht voll und tief das lebendige Glück, daß das Todesraunen nicht die Wahrheit gesprochen hatte.

So wandelte ich lebenatmend weiter durch Park und Wald, und näher kam ich dem See. Nun sah ich ihn ganz vor mir liegen, als ich auf einem kleinen Hügel stand, weit, mit verschwommenen Ufern,

mit stumpfem Glanz in grauer Dämmerung. Ein leiser Hauch bewegte die breite Fläche, und ein wisperndes Rascheln ertönte kaum hörbar in dem grünen Kranze hohen Schilfes, der ihn dicht fast überall einschloß.

Eine zahllose Schar dunkelen Wassergeflügels schwamm langsam in der Mitte des Sees; es waren wilde Enten, wie ein zuweilen erklingender, mißtönender Ruf mich erkennen ließ.

Weißer Wasserrosen, von dunkelgrünen Blättern umgeben, leuchteten hier und da auf, und dort in der Bucht, wo uralte Erlen ihre Zweige fast in die Flut tauchten, bedeckte ein dichtes Gewirr von krausen Schlingpflanzen den Wasserspiegel.

Es war schon fast ganz dunkel geworden, als ich wieder unter den Bäumen des Parkes ging. Hell schimmerte mir das weiße Haus entgegen mit den sattgrünen Giebelrahmen um die Fenster. In dämmerigem Rot leuchteten die beiden verhangenen Fenster über der weinlaubumrankten Terrasse.

Was lag hinter den beiden roten Augen des weißen Hauses? Was hatten sie gesehen? Was verbargen die grellroten Schleier? . . . .

Immer noch lag das Haus im Dunkeln; kein Licht glänzte. Aber jetzt zuckte eine Leuchte auf in dem Zimmer, das neben der Halle gelegen war. Die drei Fenster standen weit offen; ein leises Klirren hörte ich, und von rotem Lichte erschien das weite Gemach erhellt.

Einen einzelnen, wie milder Glockenklang summennden Mittelton eines weichen Klaviers vernahm ich; andere Töne folgten langsam und einten sich zum

sanften Akkord, und eine schlichte, klare Weise zog in schwebender Wellenbewegung dahin. Ich kannte die wunderlieblichen, Sinn und Seele bezaubernden Klänge: es war das Vento in des-dur aus dem letzten Streichquartett Ludwig van Beethovens. Ich hatte es schon oft gespielt, aber so edel und heilig, so rein und süß war mir diese Himmelsmusik noch nie erschienen, wie sie mir jetzt ertönte, von meines Freundes Seele nachempfunden.

Langsam, ganz langsam, in wonniger, wehmütiger Ruhe erklang dies Zwiegespräch einer vereinsamten Seele, und kein lauter Ton härtete die süße Weise.

Der Welt entrückt saß ich auf einer Gartenbank unter dem Fenster und lauschte der heiligen Sprache des Genius.

Zu höheren Tönen stieg jetzt der singende, sehnende Klang hinein, auch an Kraft ruhig anschwellend, bis wieder in tiefen Mollakkorden langsam die verzichtende Frage ertönte: Warum, warum?

Und plötzlich zerreißen zwei harte, schrille Mißklänge die schmerzliche Ruhe: es ist die bittere Anklage, der grelle Schmerzensschrei, dem aber gleich wieder das todestraurige Verzichten folgt.

Dann singen in langer Reihe selige Erinnerungen ihr Lied, oft sogar strahlend und lächelnd in kindlicher Heiterkeit, bis alles ausklingt und vergeht in einem leisen, weichen Hauche.

So hatte ich diese Musik Beethovens noch nie gehört, so hatte ich sie selbst auch nie gespielt, niemals

so langsam und innig. Friedrich Ehrentraut hatte sein Leben, seine Seele darin singen lassen.

Noch immer klang es mir nach durch die abendliche Stille, und lange saß ich unter dem Fenster, bis der Mond über dem See aufging und mit milden Strahlen das abendliche Dunkel durchglänzte.

Auch in meines Freundes Zimmer war es stille gewesen; er sann wohl träumend dem wortlosen Liede und seinem Leben nach.

Als aber ein Mondstrahl durch die hohen Fenster schien und sein bleiches Licht mit dem roten Lampenlichte mischte, da ertönten wieder tiefe, ruhige, volle, harfenartige Klänge, und Friedrichs weiche, angenehm klingende Stimme sang dazu:

„Laßt mich ruhen, laßt mich träumen,  
wo die Abendwinde  
linde  
säufeln in den Blütenbäumen,  
wo der Nachtigallen Lieder  
wieder  
in der Zweige Dämmerung schallen.“

Und wirklich begann dort hinten im Dunkel des Parkes eine Nachtigall zu singen, und harmonisch verschmolz ihr Getön mit den vollen Klängen im Gemache.

Und weiter hallte es mit ruhiger Stimme, zu der eine sanft rieselnde Klaviermusik in anmutiger Tonmalerei spielte:

„Wie des Mondes Silberhelle  
auf des Sees dunkler Welle,  
spielt in dieser lichten Stunde

auf des Lebens dunklem Grunde  
der vergangenen Tage  
Freud' und Klage.“

Nun flackerte es wieder auf mit hellen, fast freudigen Klängen, mehrfach wiederholt:

„Der Erinnerung Lust und Schmerzen  
Flimmern auf in meinem Herzen.“

— bis alles wieder austönt in die Bitte des Anfanges:

„Laßt mich ruhen, laßt mich träumen  
bei der Nachtigallen Sange,  
unter vollen Blütenbäumen  
lange, lange!“

Ein voller Akkord, tönend wie Harfenklang, schloß das Lied, das mir unbekannt war. Später fand ich es in des Freundes Zimmer. Die Dichtung ist von Hoffmann von Fallersleben, das tönende Gewand von Adolf Jensen, aus den acht Lenzliedern. Ich habe das Lied dann später selbst oft gesungen in Gefühlen der Erinnerung an meinen Freund, aber es blieb stets ein matter Nachhall von dem, wie ich es an diesem Abend gehört hatte. Es fehlte mir die Weihe des leidvollsten Schmerzes, der aller Kunst Sinn und Seele gibt . . .

Den Nachhall des Gehörten im Gemüte hegend, ging ich am späten Abend in mein Zimmer. Lange stand ich am offenen Fenster und genoß die milde Herrlichkeit und die glänzende Lieblichkeit der blütenwarmen Juninacht. In wonniger Schönheit lag der Garten, streckte sich schweigend der weite Wald, und in warmer Fruchtbarkeit duftete die grüne Erde,

lebenaushauchend in üppigem Treiben und Sprießen.

Der zaubervollste Glanz aber und das geheimnisvollste Zauberlicht bannten meine Blicke nach dem mondbestrahlten See. Auf der sanft bewegten, leicht erzitternden Wasserfläche blitzte es dort auf unter den kosenden Strahlen des Mondes, bald in silberweißem, bald in tiefblauem Schein.

Und dies milde, silberblaue, geheimnisvolle Leuchten des Sees nahm ich mit in meinen Schlaf und mit in die Träume dieser Nacht. — — —

Frühes Vogelgezwitscher weckte mich wieder am hellen Morgen. Mit frischen Gedanken und fröhlicher Lebenszuversicht stand ich auf; mit neuer Kraft breitete ich schwingend die Arme aus im Gefühl sicherer Genesung. Stahlklare Frühmorgensluft atmend, ging ich an eins der offenen Fenster; ich hatte keines der drei geschlossen in der linden Sommernacht.

Über das taufrische Gras hinweg, über die im Morgen Sonnenlichte erzitternden Blätter der Baumwipfel hinaus galt mein erster Ausblick dem See, der mir im Frühlingsglanze entgegenlachte.

„Wir wollen Freunde werden,“ rief ich ihm grüßend zu. „Wenn die Sonne deine blinkenden Strahlen gewärmt hat, will ich zu dir kommen und in deiner Klarheit schwimmen und untertauchen. Blühende Kraft und frische Gesundheit will ich mir aus deinem geheimnisvollen Gleißeln und Glänzen holen.“

Bald wandelte ich schon wieder in der köstlich erquickenden Morgenfrische des Gartens, wo mich aus allen Bäumen und Büschen der Frühgesang fröh-

licher Vögel umjubelte. Dazwischen hörte ich vom Wirtschaftshofe her Räderrollen und Peitschentralen, und ein Pferd wieherte hell.

Ich stand unter dunklen Fichten, deren niederhängende, tiefgrüne Zweige neue helle Triebe schmückten, und lauschte; lauschte, bis mich andere Klänge wieder in die Nähe des Hauses zogen. Mein einsamer Freund spielte sein Morgenlied.

In heller und sonnenklarer Schönheit vernahm ich aus Edward Griegs Musik zu Peer Gynt (den Peer Gynt selbst kenne ich nicht) die „Morgenstimmung“. Wie das wogte und klang und glitzerte, zu voller Wucht und Kraft hinanbrauste und aufschwoll, das erwachte Leben grüßend und den jungen Tag! Wie es darin zwitscherte und trillerte aus Vogelkehlen und zuletzt in vollen und doch leisen, ruhigen Klängen verhallte!

Noch nicht aller Lebensmut und alle Lebenslust konnten in Friedrich Ehrentraut erloschen sein, da er diese Klänge sonnigster Lebenslust noch nachzuempfinden vermochte.

Aber es war, wie wenn Wolken vor die Sonne ziehen, wenn sich Gewitterwolken ballen:

Auf die sonnige „Morgenstimmung“ folgte „Ases Tod“, dieser grimmig-traurige Sang, der mir wie mit harten Hammerschlägen den tiefsten Zorn über Zerstörung und Vernichtung blühenden Lebens zu malen scheint. Eine gewaltige, wuchtige Anklage lastet darin, — aber sie endet in nutzlos und schmerzlich klagendem Verzicht, und wenn auch noch bis fast zum Schlusse ein leiser trotziger Groll dazwischen-

murt, — stille Behmut ist das Ende des Sanges.

Und das war wieder der Klang, auf den das Leben meines Freundes nun gestimmt war; nur eine Erinnerung war ihm die sonnige Morgenklarheit, — ein kurzes Morgenglück nur hatte er genossen.

Harrend stand ich noch, als „Ahes Tod“ verklungen war; aber es blieb stille. „Anitras Tanz“, huschend und schwirrend in leichtem Übermut, ertönte nicht; und nicht vernahm ich den Schlußsatz „in der Halle des Bergkönigs“, dieses unbeholfene Stampfen und Klirren, Hämmern und Schweißen, wo mit mächtigem Poltern Felsblöcke auf klingendes Metall rollen, wo von der Wucht des ungefümen Wurfes Säulen wie Glas zersplittern und zerklirren . . .

Sollte ich nun meinem Freunde durch die offenen Fenster einen Morgengruß zurufen?

Nein, es konnte ihn stören, seine Stimmung zerreißen. Und niemals wollte ich den Sonderling fragen. Ich hatte seine Worte nicht vergessen: „Wenn ich dich haben will, so werde ich dich suchen.“

Lieber wollte ich bis zum Frühstück einen Weg um den See machen, damit ich ihn ganz kennen lernte, meinen schimmernden, tiefen, geheimnisvollen Freund.

Als ich schon eine Weile an dem schilfbewachsenen Ufer, auf feuchtem Sande, unter überhängenden Erlenzweigen gegangen war, kam ich auf eine kleine Halbinsel, die langgestreckt in den See hineinragte. Hügelig war sie, und höher ihr Stand. Mit hohen alten Fichten war sie dicht bewachsen, und mit Eichen- und Buchengestrüpp, zwischen dem ein wohl-

gepflegter Pfad zur Mitte der Halbinsel führte. Dort stand ein schwarzes, eisernes Gitterwerk, und von ihm rings umschlossen sah ich alte, mit Efeu regellos bewachsene Gräber, und hier und da ein altes Kreuz.

Ich ging durch die offene Gittertür auf den Begräbnisplatz. Sollte ich hier die Gräber finden, die ich suchte?

Aber ich las nur unbekannte Namen auf den Denksteinen, und die Grabstätten ohne Namen waren uralt und eingefunken. Keine frischen Gräber mit neuem Denkmal und dem Namen Ehrentraut konnte ich finden.

Der Vorgänger Friedrichs hatte seine Toten hier begraben und ruhte selbst unter der alten Riesenfichte hier aus, aber Ehrentrauts Verstorbene ruhten nicht hier.

Wo waren sie?

Ein Fink schmetterte über mir sein jubelndes Lied, und ich setzte mich auf einen Grabhügel und träumte und sann. Aber eine Antwort konnte ich nicht erträumen und ersinnen, und ich ging weiter am Ufer des Sees, der mit leisen Wellen das rauschende Schilf umspülte.

Die Uferbäume wichen zurück, und eine kleine Wiese breitete sich vor mir aus. Zwei Männer mähten hier mit rauschendem Schnitt das hohe, mit Schilf durchwachsene Gras, und zwei Mädchen breiteten die dichten Schwaden in der Morgensonne aus.

Ich rief ein kräftiges „Gutenmorgen“ und fragte die Männer, ob sie Gutsleute seien, und ob die Wiese

zum Gute gehöre. Es waren Polen, aber sie sprachen leidlich deutsch.

Natürlich sei das so, und alles hier, See, Feld und Wald gehöre zum Gute. Und es gäbe recht viel Heu in diesem Jahre, aber am See wüchse das beste, wenn auch etwas viel Schilf dazwischen sei. Dies Heu bekämen dann die Kühe, die Pferde fräßen es nicht.

Die beiden Mädchen, fast noch Kinder, sahen mich neugierig an, während die Männer mit mir sprachen; und auch ich sah sie an, denn an einem frischen Mädchen Gesicht hatte ich mich ja so lange nicht erquickten können. Besonders die eine, die mit dem sauberen weißen Kopftuche, gefiel mir, und an ihren wohlgeformten, zierlichen Beinchen, die so recht frisch und kräftig vom Knie an aus dem hochgeschürzten blauen Röckchen hervorschauten, hatte ich in aller Harmlosigkeit eine herzliche, aufrichtige Freude. Dieses Mädchen paßte so wunderschön zu dem jungen Junimorgen und in die frische, feuchte Luft, die von dem See her über die üppige grüne Wiese wehte. Die Mäher waren nicht so wortkarg wie der alte Kutscher im Pferdestalle. Ich erfuhr: Sie waren alle erst kaum ein Jahr im Dienst bei meinem Freunde; er hatte alle seine Leute entlassen nach dem Tode seiner Frau und seiner Kinder, die Wirtschaft sehr verkleinert und nur Leute von fernher angenommen. Einzig und allein der alte Kutscher Busch war geblieben. Der spräche niemals über den Herrn und seine Familie. Sie wüßten von allem nichts. Es würde ja in der Umgegend so mancherlei geredet, aber keiner

wüßte etwas Sicheres. Den Herrn bekämen sie selten zu sehen; dann aber, wenn er sich zeige, sei er gut und freundlich, auch freigebig. Aber wunderbarlich sei er doch, und das stille Schloß käme ihnen unheimlich vor. Und das mit der Frau und den Kindern, das wäre doch zu merkwürdig; aber es dürfe keiner davon sprechen, und, wie gesagt, es wüßte auch niemand etwas Genaueres davon.

Ich nickte still und dankend und ging weiter.

Hoch über der Mitte des Sees flog mit weiten Schwingen ein mächtiger Raubvogel; siegreich kämpfte er mit schlagenden Flügeln gegen den Morgenwind; für ihn gabs keinen unüberwindlichen Widerstand, kein Zagen, kein banges Zurückschauen, kein müßiges Träumen.

Wie wenig gleichst du diesem starken Vogel, mein Freund Friedrich Ehrentraut! —

Unten auf dem Wasser flatterten und lärmten wilde Enten. Ein spielender Fisch schnellte zuweilen am seichten Ufer aus den sanft flutenden Wellen, die trockenes Rohr, morsche Holzstückchen, Schneckenhäuser und Muscheln an das Land spülten. In einer geschützten Bucht, halb im Wasser, halb auf dem weißen Sande, lag ein kleiner Rachen, leicht und flüchtig mit zierlicher Kette an dem schwarzen Stamme einer alten Erle befestigt. Kein Ruder lag darin, und der Rahn war wohl schon lange nicht mehr auf dem See gefahren. Halb verwittert war die weiße Farbe, aber der breite rote Rand leuchtete noch.

Hätte ich Ruder gehabt, so wäre ich gern hinausgefahren auf das schimmernde Gewässer. Aber

schwer wäre es vielleicht gewesen, durch das dichte Schlinggewächs und die üppig wuchernden und rankenden Wasserpflanzen zu kommen, die hier wieder in hellgrünem Gewirr die Flut bedeckten.

Auch am Ufer, auf schmalem, ungebahntem Pfade mußte ich mich jetzt oft durch klammerndes und hemmendes Gerank hindurch arbeiten. Wunderliche Schlingpflanzen, die ich sonst nie gesehen hatte, mit spitzen, rauhen Blättern, wucherten an dichtem Brombeerengestrüpp, und dazwischen stachelten die Nadeln junger Fichten. Trockenes, raschelndes Schilf und junge, biegsame Halme streifte und beugte ich im Gehen, und die tief hängenden Erlenzweige schlugen mir ins Gesicht.

Langsam nur kam ich vorwärts, aber schneller schritt ich aus, als das Ufer wieder höher und freier wurde und Kiefern und Birken den See beschützten. Leise wehend bewegten sich die langen, hellgrünen Schleier der weißen Hängebirken im Morgenhauche.

Wohl eine Stunde war ich gewandert, ehe ich den ganzen Umkreis des Gewässers umschritten hatte. Nun sah ich wieder das weiße Haus im Morgenlichte, und die beiden rot leuchtenden Augen.

Zu dieser Zeit und bei diesem Anblick aber verspürte ich einen recht gesunden, urwüchsigen und urvernünftigen Morgen hunger, der mir befahl, möglichst schnell den hoffentlich bereits meiner harrenden Frühstückstisch aufzusuchen.

Ja, der Tisch war gedeckt, und auf die weinlaubumrankte Veranda lockte er mich hin. Zwei Tassen und zwei Teller standen auf dem Tische, und ich

freute mich, daß Friedrich mich nicht allein lassen und selbst nicht allein sein wollte an diesem blühenden Frühlingsmorgen.

Gewiß hatte er mich kommen sehen und meine Gile richtig gedeutet, denn ich hörte seine Zimmertür gehen; gleich darauf stand er vor mir und lächelte beim Gutenmorgengruße.

„Du bist auch ein Frühaufsteher — oder war es nur die gewöhnliche Unruhe des ersten Morgens? Dein Umherstreifen hat dir einen erfreulichen Hunger gemacht?“

Der alte Busch brachte Kaffee, Brot und Butter und wir setzten uns nieder.

„Ich will hier immer so frühzeitig aufstehen und dein herrliches kleines Reich durchstreifen zu jeder Tageszeit. Wer kann bei dieser sonnigen Frühlingsmorgenpracht lange schlafen! An goldenen Fäden zieht uns ja die liebe Sonne hinaus.“

„Und der Mond an silbernen Fäden des Abends oder gar des Nachts,“ lachte leise Ehrentraut. „Ich habe dich ja noch am späten Abend im Garten wandeln sehen. Lange kann dein Schlaf nicht gewesen sein.“

„Du hast mich mit deinem Gesange bezaubert, du und die Nachtigall, der Wald und der Mond und der See . . .“

Friedrich bewegte leicht abweisend den Kopf, und die beiden Falten, die immer senkrecht von der feinen geraden Nase nach der Stirn liefen, wurden tiefer. Die traurigen blauen Augen wendeten sich

nach dem See, und sie schauten ernst, fast finster auf das glitzernde Gefunkel.

„Ja, ja, der See. Ich weiß, der See. Er lockt im Sonnenlichte und betört im Mondesglanze.“

„Dein See ist herrlich, bezaubernd. Ich habe ihn heute Morgen schon ganz umwandert. Das wird stets mein Lieblingsweg bleiben. Eigentlich weiß ich ja selbst noch nicht, worin der bannende Zauber liegt. Aber der Waldsee hat mir's angetan.“

Ehrentraut strich sich mit der Hand über das kurzgeschorene blonde Haar und schwieg. Ich merkte, daß ihm dies Gespräch nicht lieb war. Darum schwieg ich auch davon.

Wir aßen beide wacker von dem derben, wohl-schmeckenden Brote.

Dabei erzählte ich dem Freunde das Wichtigste aus meinen letzten zehn Jahren. Zehn Jahre waren es gewesen, seit wir uns aus den Augen gekommen waren, zehn Jahre seit der frohen Zeit in Bonn.

Friedrich hatte dort die landwirtschaftliche Hochschule in Poppelsdorf besucht. Ein fröhlicher, braver Bursche war er stets gewesen, wenn auch schon damals in plötzlichem Stimmungswechsel leicht von heiterer Ausgelassenheit zu trüben Gedanken neigend. Alles, was ihn betraf, ging ihm tief ins Gemüt; aber auch für andere hatte er ein warmes Herz. Er war darin ein echter Westfale, von denen man sagt, daß sie vieles zu schwer nehmen, daß es ihrer Seele an Beweglichkeit mangelt, daß sie die Tore ihres Herzens nicht leicht öffnen. Aber wen sie einmal eingelassen haben, den halten sie fest. Ich weiß

nicht, ob's wahr ist, daß gerade die Westfalen so sind.

Aber mich hatte er damals eingelassen, das wußte ich.

Bald nach unserer Trennung war er Soldat geworden, Kürassier. Bei all seiner Weichheit hing er so am Ritterlichen; es war fast, als ob er sich damit einen äußeren Halt geben wollte. Er hatte es auch bis zum Offizier gebracht. Aber bald erfuhr ich, daß er wieder abgegangen sei und sich hier ein Gut gekauft habe. Weiter wußte ich dann nichts von ihm; nur einige Postkarten ohne besonderen Inhalt waren von studentischen Stiftungsfesten hin- und hergeflogen. —

Der alte Busch, der zwanglos in seiner blauen, leinenen Jacke austrat, entfernte das Kaffeegeschirr.

Wir blieben am Tische sitzen und rauchten.

Die Mitteilungen aus meinem Leben, die meist einen glücklichen und heiteren Inhalt hatten, bis auf meine eben überstandene schwere Krankheit, hatten meinen Freund sichtlich mit fröhlicher Teilnahme erfüllt; nicht selten hörte ich von ihm ein offenes, herzliches Lachen bei meinen Schilderungen, die ich absichtlich nach der vergnügten Seite hin ausschmückte. Auch er wurde ein wenig gesprächig und streute einiges aus seinem Leben dazwischen, aber nur aus der letzten Zeit seines Alleinseins.

Es plauderte und saß sich so herrlich auf der schattigen Veranda, wo uns die warme und doch frische Morgenluft umgab, und wo sich das Auge

nicht satt sehen konnte an der grünen Frühlingspracht und an dem sonnenschimmernden See.

Ich merkte es wohl: auch die Blicke Friedrichs zog der Glänzende immer wieder auf sich, wenn auch nur auf flüchtige Sekunden.

Der Landbriefträger, der täglich einmal die abgelegene Stelle des stadt- und dorffernen Gutes aufsuchte, trat an unseren Tisch und legte mit freundlichem Gruße die für Friedrich bestimmten Sendungen nieder. Mein Freund kramte auseinander: da waren einige Zeitungen, mehrere Zeitschriften und Drucksachen. Auch ein Paket von einer Musikalienhandlung wickelte er auf und blätterte eifrig in einem mattgrünen Notenhefte.

„Fünfzig Lieder von Fritz Kögel,“ las ich auf dem Umschlage.

„Ja, wieder so ein Neuer, Unbekannter für dich, nicht wahr?“ meinte Ehrentraut, als er meine Wißbegier bemerkte: „Ich gehe gern abseits vom Tagesgeschmack und suche mir abseits und einsam wachsende Bäume. Vor kurzem fand ich in den Düsseldorfer Monatsheften Detlev v. Liliencron's wundervolles Gedicht „Wer weiß wo?“ in Musik gesetzt von Fritz Kögel, und das hat mich gelockt. Und gestern las ich, daß Fritz Kögel plötzlich gestorben sei. Das ist bitter. Wie frisch hat er dem Dichter nachgesungen:

„Und der gesungen dieses Lied,  
und der es ließt, im Leben zieht  
noch frisch und froh.“

Aber sollte ihm schon die Todesahnung gekommen sein?

„Doch einst bin ich und bist auch du  
verscharrt im Sande in ew'ger Ruh, —  
wer weiß, wo?“

Der alte, tieftraurige Zug kam wieder in Friedrichs Gesicht, und der Kopf sank wieder in die stützende Hand.

„Wer weiß, wo?“ wiederholte er noch einmal langsam und leise.

Da wollte der Gedanke an meines Freundes Gattin und seine Kinder nicht von mir weichen, und auch ich wiederholte in Gedanken:

„Wer weiß, wo? — Verscharrt im Sand“ — —

Wußte er's denn auch nicht? — — —

Ich lenkte wieder ab.

„Ich habe gestern abend deinem Gesange zugehört. Die Lieder sind dir wohl ein rechter Trost in deiner Einsamkeit?“

„Ja, aber ich bin nicht so einsam, wie du denkst.“

„Das wohl. Ich verstehe, — die Erinnerungen . . .“

„Laß das,“ sagte er schroff. — —

Als die Sonne schon hoch stand und die warme Luft über dem Grasplatze zitterte und flimmerte, sagte Friedrich:

„Nun kommt erst einmal. Damit du Bescheid weißt, will ich dir in meiner Stube die Bücher und Zeitschriften zeigen, mit denen du dich ergötzen kannst. Und der Zutritt zu diesem Teile meines Zimmers steht dir immer frei.“

Ich folgte ihm mit einem Eifer, der nicht ganz frei von Neugier war. Auf dem Flur grüßte mich beim schnellen Vorüberschreiten flüchtig das Schilflied.

Mein Freund öffnete die Thür und wir traten ein.

„Es ist mein Wohnzimmer, mein Arbeitszimmer, mein Schlafzimmer.“

Es war ein Saal mit wohl fünf bis sechs Fenstern; aber der Raum, den wir betraten, war nur der eines gewöhnlichen zweifenstrigen Zimmers. Ein grüner Vorhang, der fast von der ganzen Höhe des Gemaches niederwallte, teilte den Raum. Durch einen schmalen Spalt des Vorhanges sah ich, daß der übrige Teil des Saales wieder durch einen roten Vorhang geteilt war.

Ehrentraut hatte die Zeitungen und Zeitschriften mitgenommen und legte sie sorgfältig auf den großen Schreibtisch, der nahe am Fenster stand, das durch dicht hängende Geseuranken ein wenig verdunkelt wurde. An der Wand neben dem Schreibtische standen in langen Reihen bis über die halbe Höhe des Zimmers hinaus zahlreiche Bücher und wohlgeordnete Sammlungen von Zeitschriften.

„Also hier kannst du suchen und wählen, was dir beliebt. Schlechtes Zeug und jämmerlicher Kram ist nicht darunter. Was mir von der Art in falscher Erwartung oder aus Versehen in die Hände kommt, wird verbrannt. Wenn du selbst schreiben willst, so hast du ja alles auf deinem Zimmer. Die übrigen Teile dieses Wohnraumes haben wohl für dich keinen Wert. Ich schlafe dort und — und —“

Er fuhr mit der Hand hastig über die Stirn und sprach nicht weiter.

Ich verstand ihn wohl. Er wollte nicht, daß ich hinter den grünen und den roten Vorhang blickte.

„Nein, nein, Friedrich,“ sagte ich ruhig. „Du weißt doch, daß wir uns volle gegenseitige Offenheit gelobt haben. Nicht von fern darf dir der Gedanke kommen, daß ich irgendwie störend hier eindringen wollte.“ . . . .

„Ach, daran denke ich nicht. Aber später, später, vielleicht — — der Flügel steht auch hier hinter dem Vorhange. Du möchtest gewiß gern zuweilen spielen — aber jetzt — heute — — nein; nein, laß mir noch Zeit, — — wir werden uns beide zurechtfinden, das weiß ich, das fühle ich schon heute“ . . . .

Und wir fanden uns zurecht; immer mehr, wenn auch langsam, gewann ich wieder das volle Vertrauen des Freundes — bis auf eins, das Geheimnisvolle.

Meine Erholungstage gingen in glücklichem und ruhigem Gleichmaß dahin; ernste Arbeit hatte ich mir ja auch nicht vorgenommen. Selten unternahm ich weitere Ausflüge und Wanderungen in die weiten Wälder und in die Heide; meine immer noch nicht gehobene körperliche Schwäche litt das nicht, obgleich ich mich von Tag zu Tag gesunder fühlte. Der weite Park mit den anliegenden Wäldern, und besonders der herrliche See mit seinen zauberhaften Ufern genügten mir vollauf. Nicht nur Stunden, halbe Tage verbrachte ich dort. Für die brennende Sonnenglut der Mittagszeit, für die sanfte Wärme des Abends hatte ich mir bestimmte Plätze gesucht. Hier ruhte

und träumte ich, immer vor Augen das Bild der schimmernden Wasserfläche, hier las und genoß ich gute Bücher verschiedenster Art aus Friedrichs Bücherei.

Einige Regentage nach heftigem Gewitter kamen dazwischen; ich saß dann meist schreibend auf meinem Zimmer, oder in der Halle und auf der Veranda in des Freundes Gesellschaft. Aber am Nachmittage ging ich doch im schützenden Mantel einige Stunden im Freien umher und am See, in dem sich die schwarzblauen Wolken spiegelten. Streng und düster sah er aus, und unruhig trieb der Wind die rollenden Wellen zum schilfigen Strande.

Zuweilen badete ich auch in einer kleinen, geschützten Bucht, im dichten Schilf, wo das Wasser nicht hoch stand und wo feinkörniger Sand einen weichen, aber doch festen Grund gab. Weiter hinauszuschwimmen wagte ich noch nicht, denn ich war kein sicherer Schwimmer.

Es kamen Tage, an denen ich ganz allein war, an denen ich nur den alten Busch sah, der meine Mahlzeiten besorgte, oder die Wirtschafterin, die in einem einstöckigen Nebengebäude wohnte, wo auch die Küche war. Friedrich verließ an manchen Tagen sein Zimmer nicht, oder er war stundenlang in dem geheimnisvollen Raume mit den rotverhangenen Fenstern. Es waren wohl Tage, die besonders schmerzliche Erinnerungen für ihn bedeuteten. Aber ich fragte ihn niemals, wenn er sich wieder zeigte, und ich fühlte und merkte es ihm an, daß er mir dankbar für meine Zurückhaltung war.

An den Abenden solcher einsamen Tage vernahm ich dann, lauschend unter den offenen Fenstern, die innigste, tiefste Musik, oft mit dem Ausdrucke bittersten Schmerzes; ich hörte Lieder, die mir fremd waren, und die ich niemals und nirgends wieder vernommen habe, denn sie waren seine eigenen Schöpfungen, die er tief verborgen hielt. Oft verstand ich die leise gefungenen Worte nicht, aber der Zauber dieser seltsamen Musik ging mir nicht verloren.

Oft fragte ich mich, wie wohl das fernere Leben dieses Mannes sein würde, der noch nicht vier Jahrzehnte vollendet hatte. Würde er sich immer mehr einwühlen in die Tiefe seines Schmerzes, immer mehr alles seinen selbstquälerischen Erinnerungen zum Opfer bringen, um schließlich — denn anders konnte es dann nicht kommen — in die traurigsten Absonderlichkeiten eines verdüsterten Gemütes zu verfallen? Oder würde er sich wieder aufraffen und durchringen und als Herrscher über seinem Geschick stehen, — mochte es auch noch so traurig sein, und sein Verlust riesengroß? Ich verhehlte mir nicht, daß dies männlicher und würdiger sein müßte, als dies lebenslange Graben im unfruchtbaren Acker der Trauer, als dies götzendienstähnliche Hegen und Mähren der Erinnerung.

Oder war dies ganze Treiben Friedrichs, das ich ja nicht kannte, sondern in seinen Einzelheiten nur ahnte, schon der Anfang des Verfalls von Gemüt und Geist? Hatte des Schmerzes scharfstrahlige Faust so fest gepackt und so böse und vergiftete Wun-

den gerissen, daß keine Zeit, kein eigener fester Wille und kein fremder Einfluß sie mehr heilen konnte?

Und ich versuchte es, ihn zu beeinflussen, in schonendster Weise, ohne den Freund zu verletzen.

Seine Neigung zu schwermütiger Musik und zu grübelnden und im Schmerz schwelgenden Dichtungen durfte ich nicht unterstützen, denn das hätte den letzten Rest seiner Tatkraft gelähmt und seinen Sinn völlig mit unentwirrbaren Ranken umwuchert. Wohl aber suchte ich wieder Teilnahme für die Bewirtschaftung seines Gutes in ihm zu erwecken, indem ich meinerseits lebhaften Sinn dafür vorgab. Ich bat ihn, mit mir in die Scheunen und Ställe zu gehen oder auf die üppigen Felder, und mir den Betrieb und die Art der Bewirtschaftung zu erklären. Er tat es wohl, aber, wie ich fühlte, nur aus Höflichkeit. Einmal, als ich nicht den rechten Zeitpunkt gewählt hatte, schlug er es schroff ab, als ich ihn bat, mir eine neue Mähmaschine zu erklären, die durch den Verwalter angeschafft worden war.

Danach war er wieder einen halben Tag oben in dem stets verschlossenen Zimmer.

Am Abend dieses Tages aber war er besonders herzlich zu mir. Er ergriff meine Hand:

„Sei nicht böse, wenn ich dir Unrecht tat. Du verdienst das nicht. Ich bin dir Aufrichtigkeit und Mitteilbarkeit schuldig. Ich habe dich liebgewonnen und ich vertraue dir in allem. Du bist gut und rücksichtsvoll. Aber du sollst nun auch wissen und verstehen, warum ich so geworden bin. Du sollst mein Geschick kennen lernen.“

Er gab mir eine einfache, grauleinene Mappe, deren Deckel mit roten Bändern zusammengebunden waren.

„Hierin findest du von meinem Schicksal das, was du zuerst wissen sollst, die Geschichte meines Glückes. Ich weiß, du wirst alles recht verstehen und deuten. Lies es in der Einsamkeit und still für dich. Mich wirst du in den nächsten Tagen nicht sehen. Es jähren sich wieder die leidvollsten Tage meines Lebens, an denen ich allein sein muß.“

Ich nahm die Mappe und trug sie auf mein Zimmer.

Aber ich öffnete sie an diesem Abend nicht mehr.

Graue Dämmerung sank schon hernieder, und ich wollte nicht in der Stube bei Lampenschein lesen. Morgen wollte ich meinen Lieblingsplatz am See auffuchen. Am See wollte ich lesen, denn ich fühlte immer deutlicher, daß der See mit Friedrichs Glück und Unglück eng verbunden war.

Ich verbrachte die Nacht in Träumen und unruhiger Erwartung, bis der sonnige Morgen lachte. Dann ging ich schon in aller Frühe nach dem See, unter eine alte Eiche, die mächtig und gerade auf einem kleinen Hügel stand, sicher und streng wie ein Wächter. Ich saß im weichen Moose, zwischen dem hellgrüne Grashalme sproßten, und mein Blick ging über den weiten See in seiner ganzen Fläche, mit seinen grünen Ufern, seinen geheimnisvollen Buchten, seinem raschelnden Schilf.

Ich löste die rotseidenen Bänder der grauen Mappe.

Einzelne beschriebene Blätter sah ich darin liegen, unregelmäßig, bald groß, bald klein, vielfach geknickt und zerknittert, viel gelesen. Die Schrift war ungleich, bald klar und groß, bald klein und kaum zu lesen. Bleistift und Tinte wechselten. Ungeordnet lagen auch die Blätter durcheinander, wie ich beim ersten Durchblättern merkte; einige trugen Tag und Jahreszahl, die meisten aber nicht.

Es war offenbar kein regelmäßiges Tagebuch; es waren nur Stimmungen und Schilderungen, oft flüchtig oder in leidenschaftlicher Erregung niedergeschrieben, wie es die Gedanken und Ereignisse mit sich brachten.

Nach Möglichkeit habe ich die Blätter geordnet.

Auf den Blättern war auch eine andere Handschrift dazwischen, die Handschrift einer Frau.

Mit großen Buchstaben standen auf der ersten Seite, von Friedrichs Hand geschrieben, Brünnhildes Worte aus der Götterdämmerung:

Nicht Gut, nicht Gold,  
noch göttliche Pracht,  
nicht Haus, nicht Hof,  
noch herrischer Prunk,  
nicht heuchelnder Sitte  
hartes Geseß,  
noch trüber Verträge  
trügender Bund —  
selig in Lust und Leid  
läßt die Liebe nur sein . . . .

Brünnhilde.

Friedrichs Gattin schrieb:

„Am achten Mai fing unser Leben an.

Traumworte: Die Liebe freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich der Wahrheit.

Sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Die Liebe hört nimmer auf.

Auf unser Hochzeitsglück schien hell die Frühlingssonne.

Am Abend fuhren wir nach Köln.

„Mein Freund ist mein, und ich bin sein!

Es darf mein Haupt auf seiner Linken ruhn,

Und seine Rechte hegt mich kosend ein.

Mein Freund ist mein, und ich bin sein.“

Friedrich schrieb:

„Im Schatten des heiligen Domes stand ein hohes Haus; darin ruhten zwei Glückliche.

Ein weiter Königsaal, hellstrahlend erleuchtet, war ihr Gemach.

Und die ersten Domglocken läuteten am Morgen nach der Zaubernacht, als die Siegessonne erwacht war; uns aber erschien er nur als ein Klang seligster Freude, der mahnende Glockenton.

Vom Balkon aus sahen wir lange, Hand in Hand, in das Getriebe der unruhewollen heiligen Stadt. Im Dom sprachen wir unser wortloses Morgengebet; ein rechtes Beten war es nicht. Ich konnte nur das Gefühl meines unendlichen Glückes zur hohen Wölbung des Domes hinausschicken.

Die bunte, weihevollte Pracht der Kirche, und die Heiligenbilder und die reichen Schätze der Kunst

wollte ich betrachten, aber mein Sinn und mein Blick konnten nicht weichen von meinem jungen Weibe, das in prangender Maienblüthenschönheit an meiner Seite ging.

Fest hielt ich Ellidas Hand.

Ein Riese in langem, wallendem, grellrotem Gewande, einen hochragenden, herrischen Stab in der Hand, trat uns mit finsternen Blicken entgegen. Mit hartem Winke seiner großen Hand wollte er unsere Hände trennen, weil es nicht Sitte und Brauch ist im heiligen Dome, daß sich zwei Liebende berühren. Irdische Gedanken sollen hier keine Stätte haben.

Du kannst uns nicht trennen, du ungeschlachter Schweizer in deinem roten Kleide!

Trotzig — heiter lächelte ich ihn an, faßte mein Weib fester und sagte kurz: „Komm“.

Aber wie gebannt ruhte Ellidas Blick auf dem leuchtenden Rot des Mantels, ihr Arm zuckte, und sie sprach leise:

„Wie der Fährmann im roten Mantel, der den Nachen über das Wasser zur Toteninsel rudert, so steht der Mann da.“

Der ungefüge Hüter des Domes warf wieder einen stechenden Blick auf uns und trat drohend noch näher.

Erschrocken wich mein junges Weib zurück.

„Der rote Fährmann will mich ergreifen,“ sagte sie, immer noch mit ihren wunderbaren Augen auf das Rot des Gewandes starrend.

Mit leichter Gewalt zog ich sie fort, und mit rascherem Schritte wohl, als man sonst ein Gottes-

haus verläßt, gingen wir wieder hinaus in die helle Maiensonne, die durch die hohen bunten Fenster ihr gedämpftes Licht in den Dom schickte. Laut hallten unsere hastigen Schritte auf den glatten Steinfliesen, und mancher unwillig zürnende Blick frommer und stiller Kirchenbesucher richtete sich auf uns.

An der Thür, die in die Vorhalle des Domes führte, blieb mein junges Glück noch einmal stehen und blickte zurück.

Da stand er noch, riesengroß, drohend, hochgerect den rechten Arm an dem Stabe, in seinem blutroten Gewande, und ich sah den finsternen, herrischen, fast haßerfüllten Blick, den er auf mein Weib schickte, als wollte er die in wonnigster Lebenslust Blühende vernichten.

Und ich konnte es nicht hindern, daß Ellidas banger Blick in jene unheimlich schwarzen, toddrohenden Augen tauchte, und daß sich fest in ihre weiche Seele ingrüb das Bild des roten Riesen im scharlachroten Kleide.

Mein Weib war noch den ganzen Vormittag von einer stillen Bangigkeit umgeben; aber ich vergaß schnell, als uns draußen im klaren Sonnenglanze das Leben umbrauste.

Wir gingen zum Rhein.

Aber die Brücke zogen mit schwarzweißen Fähnchen, die im frischen Morgenwinde flatterten, unter schmetternden Trompetenklingen jungfrische Kürassiere. Wie blitzten die Stahlhelme im Sonnenglanze, wie leuchteten die weißen Röcke, und wie munter stampf-

ten die großen, braunen Pferde donnernd über die Brücke.

Lockend erklang mir der helle Trompetenschall.

„Nicht mehr dabei — — nie wieder!“ dachte ich.

In solcher Schar war ich auch oft geritten, wenn auch nicht hier am Rhein. Das war vorbei, und die schöne Zeit kam nicht wieder. Und weiter hin zogen die Reiter und ich blickte ihnen nach. War es Sehnsucht, war es Wehmut? Ich wußte es nicht — — — aber neben mir stand ja meine geliebte Ellida, und die Sonne schien in ihr süßes Angesicht, und sie leuchtete dort schöner als auf den blinkenden Stahlhelmen. — —

In Bonn fuhren wir im raschen Wagen durch fröhliche Gassen und auf vornehmen breiten Straßen unter maigrünen Bäumen. Viel lustigen Studentensram zeigte ich meinem Weibe, und Erinnerungen ließ ich aufblühen an zwei Jahre, die ich hier lernend und feierend verbracht hatte. . . .

Ein neues Blatt, nicht mehr Friedrichs Handschrift, sondern wieder Ellidas Schrift, fast kindlich, ungelent:

„Heute waren wir im schönen Ahrthal, wo die vielen Weinberge sind.

Auf dem Berge bei Remagen steht die Apollinariskirche; am Wege, der hinaufführt, ist Christi Leiden in steinernen Bildwerken dargestellt. Ein frommer Mönch, der mit uns hinaufgeht, hält betend vor jedem Bilde an.

Wir treten in die Kirche. Die Wände sind mit frommen Bildern geschmückt. Für die heilige Jungfrau Maria steht da ein ein prangender Maialtar. In einem stillen Winkel kniet ein betender Mönch.

Traulich und zur Andacht stimmend ist das Kirchlein.

Der stolze, hohe, weite Dom hatte mir bange gemacht, und den drohenden Fährmann im roten Mantel kann ich nicht vergessen.

Friedrich, du mußt mir helfen, daß ich ihn überwinde. Ich fürchte ihn, und doch hat mich die rote Pracht geblendet. Wundervoll, schrecklich schön war der Riese in dem scharlachrot leuchtenden Gewande! Er hat mich gezwungen, ihm in die brennenden Augen zu blicken, er zwingt mich noch, an ihn zu denken! — — —

Wir treten wieder ins Freie aus dem frommen Gotteshause, und doppelt warm umfängt uns die Frühlingsluft nach der heiligen Kühle da drinnen, doppelt hell leuchtet uns der Sonnenschein nach dem sinnbetörenden Halbdunkel.

Nun sitzen wir da oben auf einer Steinbank, an einem ausgetrockneten Brunnen auf dem Klosterhofe. Wir sind so fröhlich, und der junge Mönch, der dort aus dem Fenster blickt, tut mir leid. Er ist so einsam, und ich kann in seine düstere, schmucklose Zelle blicken. Der Arme kennt keine Liebe, kein Glück; er darf es nicht kennen. Jetzt sieht er mich an, und ich glaube, es liegt Sehnsucht in seinen jungen Augen, Sehnsucht, die nicht so ganz weltfremd und heilig ist. Friedrich sagte wenigstens, es käme ihm so vor.

Friedrich lachte und drückte meine Hand, und da wurde der Blick des jungen Mönches wieder finster.

Will auch er uns unser Glück nicht gönnen? —

Am Nachmittag sind wir in Balporzheim, im Sankt Peter. Friedrich kennt das Wirtshaus noch von früher her. Das Heiligenbild steht über der Eingangstür. Friedrich hat als fröhlicher Student den Heiligen einmal ganz gottlos angefangen. Er hat mir die Verse gesagt, aber ich habe nur Anfang und Schluß behalten:

O braver, heiliger Peter,  
Das war nicht wohlgetan!  
Ich sehe dich im Rausche  
Für einen Weinwirt an.

— — — — —  
Auf deinem Postamente  
Da taumelst du hin und her.  
Ich läge schon längst am Boden,  
Wenn ich Sankt Peter wär!

Im Garten fanden wir einen wunderhübschen Platz unter den hohen Bäumen. Roten Wein brachte der Wirt. Nach meiner Meinung trank Friedrich recht viel davon. Er sagte, das käme durch die angenehmen Erinnerungen und durch die noch angenehmere Gegenwart. Weit gehen mochte er dann nicht mehr, aber wir wanderten doch noch Hand in Hand bis so weit, wo die Berge ein enges Tal bilden und die Uhr schnell dahinrauscht. Als wir umkehrten, brannten schon die ersten Sterne. Erst spät am Abend kamen wir in Remagen — —“

Hier war das letzte Viertel des einseitig beschriebenen Blattes weggeschnitten. Auf dem nächsten Blatte stand nur, offenbar aus späterer Zeit:

„Ich habe meinem Geliebten für unser Schlafgemach die Worte aus Tristan und Isolde mit roten, leuchtenden Buchstaben auf ein eichenes Wandbrett gemalt:

Ohne Scheiden, ohne Meiden,  
traut allein, ewig heim.

Der Spruch hängt an der Wand über unserm Lager.“ — —

Die nächsten Blätter waren alle von Friedrichs Hand geschrieben.

Mit großen, festen Buchstaben, wie ein Bekenntnis und ein Gelübde stand auf dem nächsten Blatte:

„Mein geliebtes Weib, meine Ellida. Was ich von dir erhoffte, ist erfüllt.

Nichts will ich weiter als dich; auf dich habe ich mein Leben und mein Trachten gebaut.

Viel gab ich auf um dich, aber ich tat es gern, wenn auch nicht leichten Herzens, und es reut mich nicht.

Kein Gott kann mir noch mehr geben, als er mir schon durch dich gegeben hat und noch geben wird, durch dich, mein blühendes Leben, — und doch bist du eines lastergewohnten Schwärmers, den seine Haltlosigkeit zum Verbrecher sinken ließ, — schuldlos-reine Tochter!

Mein blanker Degen rostet, mein blinkender Stahlhelm verstaubt.

Meinem herrlichen jungen Kaiser, den ich vergöttere, darf ich nicht mehr dienen; ich darf ihm nie wieder in die blitzenden Herrscher-Augen schauen.

Ich will beten, und ich weiß nicht zu wem — zum Himmel empor, in das Weltall hinein will ich meinen Ruf schicken — der Ewige ohne Namen wird mich hören — —

Allvater will ich ihn nennen.

Allvater, laß mir mein Weib, mein Glück.

Höre mich, wenn dich Menschenschicksal kummert.

Höre mich, wenn dich das Gebet der Treue rührt.

Furcht faßt mich oft, daß ich mein Glück verlieren werde.

Sei nicht hart und grausam, wenn du der Allgütige bist.

Laß die Reine fremde Schuld nicht büßen, wenn du der Gerechte bist.

Erhelle das Dunkel, das oft über unserem Glücke liegt, mach' uns frei von Sorgen und Zagen, wenn du der Allmächtige bist.

Du vermagst ja Alles, wenn du der Ewige bist. —“

Sonntag, 24. Februar 1894.

Während einer kurzen Stunde, als ich fröhlich und mit lachender Hoffnung im Herzen auf meinem ungarischen Rappen durch den leuchtenden Schnee trabte, ist ein neues Glück leise weinend bei uns eingelehrt.

Wie kann das Glück denn weinen?

Im Arme meines lachenden Glückes lag es, unser neues, weinendes Glück, so winzig und doch

so groß — ein kleines, kleines Mädchen, frisch und rund und rosig, mit den Augen seiner Mutter. Vorsichtig nahm ich es auf meine Arme und trug es an das Fenster, wo durch einen Spalt des dunklen Vorhanges ein schmaler Strahl der Februarsonne hindurchschimmerte. Und als der liebe Sonnenstrahl auf das liebe Kinder Gesicht schien, da hörte das Mädchen auf zu weinen; die zierlichen Hände regten sich und griffen spielend umher, als wollten sie das warme Himmelslicht haschen und halten.

Du Sonntagskind, wie ich deine Mutter liebe, so liebe ich dich von deinem ersten Atemzuge an. Denn deine Mutter hat dich mir geschenkt. Gesegnet sei sie, die solche Gaben zu verschenken hat!

8. Mai 1894.

Unser Hochzeitstag. Ein Jahr in Glück und Sonne. Noch zahllose solcher Jahre will ich haben. Ich will, ich will, ich will! — —

Es sind Rebelgeister, schattenhafte Sputzgestalten, die vor Ellidas Augen huschen und schwärmen, aber ich will sie verjagen. Sie sollen nicht zu greifbaren Wesen werden, die meines Weibes weiche, träumende Seele, ihren hingebenden, schmiegsamen Sinn umstricken.

Schon damals fing es an, im Dome zu Köln.

Das Bild des roten Riesen mit dem Stabe wohnt immer noch in Ellidas ängstlich-aherergläubischem Kinder gemüte.

Scheu und schüchtern küßte sie mich heute morgen, als ich vom Felde kam, und führte mich

hinauf in unser Schlafgemach. Wir traten an das offene Fenster und blickten in unseren im Maiengrün prangenden Garten und nach dem See, in dem sich der blaue Himmel spiegelte. Wie mit schnellem Entschlusse wendete sie sich plötzlich um und zeigte mit ausgestrecktem Arme nach der Wand über der Zimmertür.

In schwarzgrünem Rahmen hing dort ein großes Bild, von rotem Tuche noch verdeckt.

„Sei nicht böse, Friedrich, über das, was ich getan habe. In einsamen Stunden, wenn du in Hof und Feld warst, habe ich es gemalt. Es hat mich bedrückt und gequält das ganze Jahr, und ich konnte es nicht aus meinen Gedanken bannen.“

Ich ging langsam auf das Bild zu.

Laut und heftig rief Ellida:

„Erschrick nicht; du kennst ihn. Wenn ich ihn täglich sehe, wird sich das ahnungsvolle Grauen verlieren, das meine Gedanken trübt. Ich will einst darüber lächeln, wenn ich ihn täglich sehe. Ich fühle, es ist ja nur ein Wahn.“

Hastig riß ich den roten Vorhang zur Seite.

Ja, da stand er, der riesige Hüter des Domes, in seinem grellroten Kleide. So wie wir ihn gesehen hatten, aber in grauenvoller Übermenschlichkeit, in phantastischer Wucht. Es lag viel darin von ihres Vaters ungezügelter Kunst, von seinen planlosen Übertreibungen, die seine Bilder zuletzt zum Gespött dienen ließen.

Eine Riesenfaußt umspannte den gewaltigen schwarzen Stab, der mit erbarmungsloser Kraft auf

den Boden gestemmt war. Und mit herrischer Härte war der andere Arm bis zur halben Höhe ausgestreckt, als wollte er trennen, zerreißen, was durch Liebe und Glück aneinander gekettet war. Aber das Furchtbarste in dem tyrannischen, finsternen Gesichte waren die stechenden Augen, die mit ihrem teuflischen, schwarzen Glanze der haßerfüllte Mittelpunkt des Bildes waren.

Ein schrecklicher Zauber ging von diesen Augen aus.

Wer hatte dem reinen Kinderfinn meines Weibes die höllische Kunst verliehen, diese Augen, diese Teufelsaugen zu malen?

Ich habe es nie ergründet.

Mögen Philosophen und Psychologen, die über die seelischen Vorgänge beim künstlerischen Schaffen Bücher schreiben, dem Rätsel nachspüren. Für mich stand nur das eine fest, daß eine abergläubische Furcht Ellidas Hand geführt hatte, und daß sie durch das vom Vater ererbte technische Geschick unterstützt war.

Während ich noch stumm den Feind betrachtete, das rote Schrecknis in der Mitte des heiligen Domes, vom gedämpften Sonnenlichte unruhig beschienen, war Ellida zaghaft zu mir getreten. Sie umschlang meinen Hals und sagte so, wie man wohl mit frommem Glauben ein inniges Gebet spricht:

„Friedrich, hilf mir, daß ich meinen Wahn überwinde. Noch soll er uns nicht trennen, der rote Fährmann, der Tod. Ich will ja noch leben, an deiner Seite, in unserem unendlichen Glücke, und mit unserem Kinde!“

Ich drückte die Bange fest an mich, aber mit Worten konnte ich ihr noch keinen rechten Trost zusprechen.

Stand ich denn nicht selbst unter dem Banne der teuflischen Augen? Wußte ich denn ein Heilmittel gegen den Tod? Konnte ich denn wissen, ob Ellidas trübe Ahnungen wirklich trogen? Wer weiß, wie lange noch uns unser Glück beschieden ist.

Aber ich mußte ja tröstende Worte finden, denn voll gläubiger Hoffnung waren Ellidas Augen auf mich gerichtet.

„Bergiß das, Liebling. Es sind Einbildungen, hervorgerufen durch unsere übergroße Liebe, durch die Furcht, daß wir uns verlieren. Wir sind beide gesund, jung und frisch — was soll uns da trennen — — — Soll das Bild denn wirklich hier hängen bleiben?“

„Daß es hängen. Glaube mir, es ist mir leichter zu Sinne, wenn ich ihm täglich ins Auge blicken kann; dann ist er aus meiner Phantasie und meinen Träumen verbannt. Du hast mir selbst gesagt, eine Gefahr, die man täglich vor sich sieht, wird klein und gering und schwindet zuletzt in Nichts.“

Ich gab nach, weil ich zuletzt hoffte, daß Ellida Recht behalten möchte.

Ellida schrieb auf rotem Papier:

„Winter ist immer noch. —

Friedrich, Geliebter, du hilfst mir.

Du bist fest und ruhig.

Ich liebe dich.

Ich liebe dich immer mehr.

Du bist stark und sicher, wie die dicke Eisdecke auf meinem See, auf der ich lachend und voll Vertrauen gehe.“ —

Von Friedrichs Hand stand darunter:

„Wie die Eisdecke auf dem See, stark und fest? Ja, wie eine Eisdecke nur.“

Nur drei sonnenklare Tage im März, nur drei Nächte mit lauem, weichem, frühlingkündendem Winde, und das feste Eis zerschmilzt. Und aus Rissen und Spalten dringt die befreite, spielende, schmeichelnde Flut.

Bin ich das Eis? Dann bist Du, Ellida, die weiche, sanfte Flut. Durch dich bin ich geworden, du wirst aus mir; keiner kann ohne den anderen sein. Eins sind wir in verschiedener Gestalt.

Mein Weib, wie ich dich liebe.

Wie ich dich liebe.

\* \* \*

Lauer, lichtblauer Frühling!

Ellidas erster Ausgang war zum See hinab.

Am Fenster unseres Schlafzimmers hatte sie oft stundenlang geessen und mit großen, sehnenen Augen nach dem Wasser geblickt. Neben ihr stand immer das kleine Bett, in dem unser Kind schlummerte hinter dem roten Vorhange.

Rot, rot, immer die rote Farbe.

Ich habe oft zu lachen versucht über diese wunderliche Neigung, und ich kam mit leisem Spott und Scherz.

Aber die großen, wunderbaren, unbeschreiblichen Augen sahen mich ernst an, und die tiefe klare Stimme sprach:

„Laß doch. Ich liebe die rote Farbe, sie tut mir wohl. Ist sie nicht herrlich, die rote Pracht? Ich will noch mehr in unserem Hause damit schmücken.“ —

Der rote Dämon auf dem Bilde erscheint ihr und mir nicht mehr so schrecklich. Es ist sogar, als ob sein Anblick unsere Liebe stärkte, als ob der Gedanke an Tod und Trennung uns unser Glück noch inniger auskosten ließe.

Und doch lastet es oft schwer und dunkel über uns. Wir beide fühlen es zu gleicher Zeit, aber wir sprechen es nicht aus.

\* \* \*

Als die ersten warmen Maitage gekommen waren, ging Ellida wieder zum See und badete dort in einer stillen, tiefen Bucht. Hohes Schilf steht ringsum, und alte hohe Erlen neigen ihre Zweige tief und schützend über das Wasser. Weiterhin schirmen dichtes Fichtengebüsch und altersgraue Eichen das Ufer.

Schon im vorigen Sommer hat Ellida täglich dort gebadet, bis in die kühle Herbstzeit hinein. Oft allein, denn es kommt ja niemand in die Nähe unseres abgeschiedenen Wohnsitzes, keiner an die grünen Ufer unseres Sees. Oft auch saß ich im

Moos am Uferhügel und schaute in sinnender Freude der Lieblichen zu, wie sie in ihrem roten Badeanzuge unermüdblich die Bucht durchschwamm. Sie tauchte und schwamm mit großer Gewandtheit und Ausdauer. Schon von Kindheit an war sie mit dem Wasser vertraut gewesen, hatte sie eine leidenschaftliche Vorliebe dafür gehabt. Diese leidenschaftliche Neigung wuchs in jener Zeit schnell wie der zunehmende Mond; eine tiefe Schwärmerei, ein inniges Festhalten wurde daraus, wie das in allem, was sie begann, Ellidas Art war. Kein Tag verging, an dem sie nicht die lockende Flut des Sees aufsuchte.“ — — —

Hier war wieder ein Blatt zu Ende, und nun fehlte offenbar eine Reihe von Jahren in den Aufzeichnungen, oder Friedrich hatte eine Anzahl von Blättern zurückbehalten. Ein kleines Heft in blauem Umschlage enthielt die jetzt folgenden Niederschriften, die, wie die Jahreszahl auf dem Deckel anzeigte, aus dem Jahre 1900 stammten:

„Osterzauber und ein früher warmer Frühling! Wir gingen am Osternachmittage zu unserm See, und die Kinder suchten Ostereier, die Ellida und ich an den Ufern versteckt hatten.

„Nun wollen wir schwimmen und tauchen. Du wirfst die bunten Eier ins Wasser.“

Ich warnte. Das Wasser sei noch zu kalt, besonders für die Kinder. Aber alle lachten, und bald schwammen Mutter und Kinder in dem klaren Wasser. Sie waren es ja alle gewohnt. Kaum konnten die Kinder laufen, so nahm sie die Mutter schon mit in den See, und bald schwammen sie gleich ihr.

Es waren wunderbare Mädchen, die drei, und eines abergläubischen Zaubers Macht kann ich mich oft nicht erwehren. Sie sind in den drei ersten Jahren unseres Glückes geboren, jedes an einem Sonntage im Februar.

Von einer wunderbaren Ähnlichkeit sind alle drei, und alle gleichen der Mutter. Sie haben dieselbe schlankte, kräftige Gestalt, wenn auch noch ganz unausgeprägt in kindlichster Zartheit; dieselben regelmässigen, ernststen, ruhigen Gesichtszüge, dieselben Augen, dasselbe Haar.

Ellidas Augen!

Ich kann sie nicht beschreiben, nicht malen.

Wenn es Nixen oder Wasserfrauen gibt, so haben sie solche Augen.

Sie sind nicht blau, nicht grau, nicht grünlich; ein unbestimmtes, leuchtendes Farbenspiel liegt darin, ein feucht schimmernder Glanz, der sich mit nichts vergleichen läßt. An sonnenlosen Tagen und in ernststen Stunden glänzen sie in dunkeltem, mattem Glanze, von den langen, dunkelen Wimpern halb verdeckt; aber wenn die Sonne lacht und der Gedanke an unser Glück die Seele erhellt, dann geht ein helles Flimmern und ein wonniges, bezauberndes Leuchten von ihnen aus; die Augen gleichen dann dem See, wenn die Sonne auf seinen Fluten glitzert.

Und auch die Kinder haben solche Augen, wenn auch noch der Ausdruck des Werdens und der Unreife darin liegt.

Wunderbar ist auch Ellidas Haar.

Ist es blond oder braun, — ich weiß es nicht.

Land wallend und dicht ist es, und wenn wir allein in unserem Schlafgemache sind, löse ich oft den Knoten und freue mich an der herabflutenden Pracht. Wenn ich dann die weichen Strähnen ergreife und sie in der Sonne ausbreite, dann glänzen und schimmern sie hell, aber ohne Sonne erscheinen sie matter und dunkel.

\* \* \*

Mai.

Ellida schwamm heute weit in den See hinaus. Ich habe sie oft gebeten, die Bucht nicht zu verlassen. Aber mit einem stillen, festen Lächeln sieht sie mich dann an.

„Ich kenne meinen See,“ sagte sie heute, als ich ihr Vorwürfe gemacht hatte. „Du weißt ja nicht, wie freundlich und mild er mich umschließt. Ich kann ihm vertrauen.“

Und doch weiß ich, daß der freundliche See trügerische Stellen hat. Vom tiefen Grunde aus wachsen dort Schlingpflanzen an die Oberfläche, fest wie Stricke und fesselnd wie Fangarme. Der alte Busch hat mir vor Jahren schon erzählt: Vor vielen, vielen Jahren wollte ein junger, unerfahrener Knecht des Gutes nach langem Ritt an heißem Erntetage sein erhitztes Pferd kühlen, und er ritt in den See, dorthin, wo er eine flache Stelle wähnte. Wohligh stand das Pferd im kühlen Wasser, und die erquickende Frische trieb Roß und Reiter weiter hinein. Des Pferdes Beine verstrickten sich bald in dem unsichtbaren Gewirr von Schlingpflanzen; immer tiefer arbeitete sich das unruhig stampfende Tier hin-

ein, machtlos saß der junge Reiter droben. Vorwärts statt rückwärts strebte in seiner Angst das Pferd, immer fester klammerten die heimtückischen Schlingen. In ahnender Todesangst sprang der Jüngling ab, aber auch ihn umstrickten die Pflanzen, und des Schwimmens, das ihm auch wohl kaum genügt hätte, war er unkundig. Kein banger Hilseruf lockte Rettung herbei. Erbarmungslos fesselten die Stricke. Wild tobte das Pferd und sank in die Knie, der Mann klammerte sich an das Tier — — — Niemand hat die beiden wiedergesehen. Sie sind für immer im See begraben.

Ob wirklich die Wasserpflanzen sie so fest umstrickt haben, oder ob sie zu weit in die Flut hineingeritten sind und eine strudelnde Untiefe hat sie verschlungen — ich weiß es nicht. Viele Untiefen hat der See, und mit gewaltigen Strudeln; oft dicht am Ufer, schroff, unvermittelt geht's hinab in den Abgrund, und die längste Ruderstange findet keinen Boden. Was die Strudel festhalten und hinabziehen, das geben sie nicht wieder heraus.

Aber die Erzählung des alten Busch geht so, daß die Schlingpflanzen Roß und Reiter umklammert und hinabgezogen haben, die Wasserpflanzen, in denen die Nixen wohnen, die den Jüngling mit seinem Rosse gern bei sich haben wollten. —

Brauche ich mich um Ellidas willen zu sorgen? Sie kennt ja den See und schwimmt so sicher, und die Kinder läßt sie nicht aus der schimmernden Bucht und aus den wachsamem Augen.

\*  
\*  
\*

### Sonnenuntergang.

Gewaltig rund und blutig rot leuchtet die Sommerabendsonne und schiebt einen breiten roten Streifen über die Fläche des Sees. Und in diesem leuchtenden Blutmeer schwimmt Ellida, selig, glücklich in die Strahlenpracht hineinschauend. Wie die Schultern und die herrlichen, kraftvollen Arme sonnenrot glänzen, und wie das gelöste Haar auf der funkelnden Wasserfläche schwimmend sich ausbreitet!

\*  
\*

In schwüler Sommernacht erwachte ich, und ich fand mich einsam auf dem Lager. Die Fenster standen offen; freundlich und sanft sprachen die Strahlen des Mondes zu mir: wir haben dich aus dem Schlafe geweckt, nun suchst du dein Weib. Wir haben ihr zum See hinabgeleuchtet, nun schwimmt Ellida in der kühlenden lauen Flut, von unseren milden Strahlen beglänzt, von weißen Wasserrosen das Haupt umkränzt. Hast du nicht selbst schon den mächtigen Zauber gefühlt, den des schimmernden Sees wogende Gewalt ausübt? So geh doch auch hinab zum Wasser, und weide deine Augen und deine Sinne an dem wunderherrlichen Anblick des schönen Weibes. Kein rotes Gewand deckt jetzt zur Nacht die blühenden Glieder, nur die weichen Wellen umhüllen die Pracht, die wir mit mattglänzenden Silberstreifen zieren. . . .

Und ich ging zum Wasser und sah es so, wie mir die Mondstrahlen zugeflüstert hatten.

Silbern schimmerte Ellidas Leib in den klaren, durchsichtigen Wellen; ruhig und sanft schwamm sie

in dem kaum bewegten Wasser. Im berückenden Lichte des Mondes grüßte mich das mit Seerosen und grünem Schilf geschmückte Haupt. In süßer Sehnsucht und zwingendem Zauber der Liebe stand ich am Ufer, gelehnt an einen Erlenstamm, und ließ des Wunderbildes Gewalt auf mich wirken.

Als Ellida mich sah, lächelte sie und hob winkend einen weißen Arm aus dem Wasser; glitzernd fielen und rannen die Tropfen herab. Dann schwamm sie weiter hinaus in den See. Sehnsucht und Sorge faßten mich mit gleich starker Macht, und ich suchte den kleinen Rachen, der im Uferschilf verborgen lag. Mit raschen Schlägen ruderte ich der Geliebten nach über das Wasser, und als sie das Ruder plätschern hörte, schwamm sie mir entgegen. Ihre Hand faßte den roten Rand des Rahnes, und die beseligende Brust hob sich aus dem Wasser. Mit welchem Zauber mich dann die Augen anleuchteten, das vergesse ich niemals. Und doch war der Blick nicht klar; Liebe lag darin, aber auch ein Ausdruck unklarer Schwärmerei, als ob eines trüben Zaubers Macht die Holde in die Fluten des Sees getrieben habe.

Ich beugte mich nieder und umschlang die feuchten weißen Schultern; dürstend küßte ich die kühlen Lippen, die mir schwellend entgegenblühten. In wundervollster, reinsten Form leuchtete mir des Busens mädchenhafte Schönheit. Die Jahre und die Kinder hatten nicht vermocht, von der herben Frische und jungfräulichen Schönheit Ellidas auch nur eine Spur zu nehmen. Der Jungbrunnen des Sees und des frischen Wassers Zauber ließen die Geliebte nicht

altern und bewahrten ihr stets den Reiz frischester Jungfräulichkeit, der mir so oft Sinn und Seele in beglückende Fesseln schlug, der meine Gedanken an sie bannte Tag und Nacht.

Nur ein einziges Unglück kann mich treffen, das ist: dich verlieren, mein Weib!

Toren, die da sagen, daß die Ehe das Grab der Liebe sei!

Ber das sagt, was weiß denn der von Liebe? Die echte, rechte Liebe hat er nie gekannt.

Wie wenigen wird aber auch ein Weib beschieden wie meine Ellida?

Wir leben ganz für uns. Einsam, — nach landläufigen Begriffen. Wir trotten nicht mit der Herde und leiden nicht am Geselligkeitswahn. Die Herdentiere stören uns nur. Jede Stunde, die ich nicht mit meinem Weibe und meinen Kindern zusammen verleve, ist halb oder ganz verloren. Auch auf meinen Berufswegen in Hof und Feld begleiten mich wohl stets meine Lieben; wir sind unzertrennlich. Fast immer sind wir fröhlich, und wenn wir im leichten Jagdwagen mit den roten Rädern über die Äcker sausen, dann singen wir oft mit den Lerchen um die Wette, und die übermütigen Schimmel spizen die Ohren, dem lustigen Lachen und Singen laufend.

„Es ist schade, daß es keine roten Pferde gibt,“ hatte Ellida einmal mit bedauerndem Lächeln gesagt, „aber ich will dann wenigstens immer mit Schimmeln fahren.“

Diese sonderbare Vorliebe für die rote Farbe steigerte sich immer mehr.

Für die Schimmel mußte ich rote Stirnbänder kaufen und allerlei glänzend roten Zierrat am Geschirr. Rote Bänder flocht Ellida in Mähnen und Schweife, und mit roten Zügeln lenkt sie oft selbst die milchweißen Pferde.

Zur Frühlings- und Sommerzeit trägt mein Weib weiße Kleider, und so mädchenhaft und kindlich frisch sieht sie immer aus in den lichten, zarten Gewändern. Aber auch im Winter trägt sie oft weiße Gewänder von schwerem Stoffe. Niemals fehlt eine rote Schleife im Haar, und ein roter Gürtel hebt das duftige Blütenweiß.

Auch die Kinder sind so gekleidet. Die drei Mädchen sind nun vier, fünf und sechs Jahre alt. Sie gleichen ganz der Mutter, immer mehr, je mehr sie heranwachsen. Es ist ein unbeschreiblich süßer und lieblicher Anblick für mich, die vier frischen Geschöpfe in den weißen, mit leuchtendem Rot geschmückten Kleidern. Aber am entzückendsten und wunderbarsten erscheinen sie mir, wenn sie in den Fluten des Sees schwimmen und tauchen, und neckend spielen und lachen. Ich weiß dann oft nicht, ob ich wache oder nur ein Märchenbild träume. Und fast täglich lockt uns das Wasser.

Oft singen die vier, daß es lieblich hinschallt über die Wasserfläche und in den schweigenden Wald hinein; sie schwimmen in Ufernähe und greifen die grüne Erlenzweige, die sich bis zum Wasserspiegel neigen. Mit Schilf, Seerosen und Seerosenblättern sind sie oft geschmückt, — die Wasserfrau mit ihren Kindern.

„Es lächelt der See, er ladet zum Bade“; das ist ihr Lieblingslied. Ellida hat eine einfache, kunstlose, kindliche Weise dazu erdacht; diese schlichte Melodie ist von zauberhaftem Reiz. So lieblich und lockend singen die klaren Kinderstimmen die Weise, und mit tiefen, ruhigen Klängen begleitet Ellida; das klingt oft, als ob eine Glocke leise aus der Tiefe des Sees an mein Ohr tönte. —

Sonst ist wohl Ellidas Verständnis für Musik nicht so ausgeprägt, wie ich es wohl wünschte; vielleicht stelle ich aber zu hohe Anforderungen. Sie hört mir gern zu, aber ein tieferes Eindringen fehlt; es mag auch daran liegen, daß bei ihrem echt weiblich stark entwickelten Gemütsleben die Ausbildung des Verstandes vernachlässigt wurde.

Am meisten fesseln sie die Lieder und Musikstücke, die auf das Wasser Bezug haben. Blüddemanns „Wasserballaden“ — er nennt sie selbst so — kann ich ihr nicht oft genug singen, und das Vorspiel zum „Rheingold“, so mangelhaft man es auch nur auf dem Klavier nachstammeln kann, muß ich ihr immer wieder in stillen Dämmerstunden spielen. Dies Wiegen und Wallen, dies schwebende und schwellende Klingen hats der Wasserfrau angetan. Auch in der Dichtung bevorzugt sie Märchen und Geschichten vom Wasser, und mit den Kindern lauscht sie am liebsten stundenlang, wenn ich vorlese oder in rascher Eingebung entstandene Märchen erzähle.

Märchen liebt sie vor allem, die märchenhafte Wasserfrau. Wie hängen ihre und der Kinder wunderfame Märchenaugen an meinem Munde! Ein

träumerischer, schwärmender Glanz geht dann von ihnen aus, als ob sie nicht von dieser Erde wären!

Und wie Ellidas Augen in heißen, süßen Liebesh Nächten glänzen und sprechen, das kann ich nicht beschreiben. Die seligste Verzückung faßt mich, wenn ich Ellidas schimmernder Glieder gedenke, in ihrer herben Frische, ihrer schmiegsamen Weichheit und doch kraftvollen Festigkeit, in ihrem blütenreinen Duft. —

Oft, wenn sie selig in meinen Armen liegt, schaue ich ihr lange, lange in die Wunderaugen, die so schimmern und leuchten wie der Waldsee, und ich flüstere: Du Zaubertweib, du Wasserfrau!“

\* \* \*

Dies war das letzte Blatt; Friedrichs Tagebuchblätter waren zu Ende.

Viel hatte ich erfahren, doch nicht alles.

Von Friedrichs zauberhaftem Glück hatte ich Kunde erhalten: von seinem schönen, jugendfrischen, märchenhaften Weibe; von der Wasserfrau und den blühenden Kindern. Und ich verstand nun ganz seine verbitterte Einsamkeit und seinen eigenartigen Sinn. Menschlich nahe gerückt war mir der weichherzige Träumer mit seinem Dichterherzen und seinen schwärmerischen Neigungen, und ein tiefes Mitgefühl mit seinem Schicksal hielt mich gefangen.

Aber noch eins fehlte: das Ende. Das Ende.

Und das war wohl nicht schwer zu erraten. Ich ahnte, wußte es, — der tiefe See mit seinen dichten Schlingpflanzen und Untiefen barg die Wasserfrau und ihre Kinder. Es konnte nicht anders sein.

Glänzend und gleißend wie immer lag er vor mir, und die stumme Tiefe sprach nicht von dem, was sie verhüllte und festhielt.

So hatte Ellidas Ahnung von einem kurzen Glück nicht getrogen, und die bösen Augen des Mannes im roten Mantel hatten gesiegt über Liebesglück und Lebensfreude.

Wie rätselhaft, wie phantastisch war das alles! —

Ich verließ meinen Platz unter der Eiche und umwanderte den See, immer in Gedanken an das Gelesene.

An diesem und am nächsten Tage saß ich viel in meinem Zimmer und las und schrieb. Ich mußte nun allmählich wieder an meine liebe Wissenschaft denken, die fast ganz von Naturschwärmerei und den Gedanken an des Freundes Geschick überwuchert war. Von Friedrich sah ich nichts; auch kein Lied hörte ich von ihm; das große Haus war wie ausgestorben.

Erst in der Frühe des dritten Tages konnte ich die graue Mappe, in der ich noch oft geblättert und gelesen hatte, zurückgeben. Friedrich sah blaß und müde, und noch vergrämter aus als sonst, und einen unstillen Glanz und Blick hatten seine Augen, als ob ein wirklicher Irrwahn ihn bereits erfaßt habe.

„Nun sollst du das Ende wissen, vielleicht befreit es mich, erleichtert mir die Last,“ sagte er erzwungen gleichgültig; aber dabei zitterte seine Stimme.

Er ging mir voran in sein Zimmer. Hastig zog er den Vorhang zurück, und ich übersah den Raum zwischen dem grünen und dem roten Vorhange. Am Fenster erblickte ich den Flügel, Büsten von Wagner,

Robert Franz und Grieg standen daneben. Wundervolle alte Möbel standen mit künstlerischem Geschmacke angeordnet, und zahlreiche Bilder vornehmster Art bedeckten die freien Wände. Aber das alles sah ich nur flüchtig und oberflächlich. Auf einer großen, übermalten Photographie blieb mein Blick haften: das war Ellida, die Wasserfrau mit den wunderbaren Nixenaugen, so wie sie Friedrich in seinem Tagebuche geschildert hatte, in ihrem lieblichen, frischen, rätselhaften Reiz. Ellida — so hieß des Helden Frithjof Schiff, auf dem er die Wogen durchfurchte, die „spiegelnde Bahn“, als er gegen König Helge fuhr.

Mit trockenem Schilf war Ellidas Bild umkränzt. Wie sie im Leben wirklich ausgesehen hatte, das konnte wohl das Bild nicht wiedergeben. Von den drei lieblichen Mädchen war kein Bild zu sehen.

Meine Blicke waren auf Ellidas Antlitz gebannt, während Friedrich mit leiser Stimme erzählte:

„Im Juli war es, als ich auf einige Tage nach Ostpreußen reisen mußte, um Pferde zu kaufen. Die Trennung von meinen Lieben wurde mir schwer; alle die Jahre hindurch war ich ja nur auf Stunden von ihnen gegangen. Vor dem Abschiede mußte mir Ellida versprechen, nicht des Nachts mit den Kindern im See zu baden. Wie es kam, daß sie es doch tat, — ich weiß es nicht, aber ich kann es mir ausmalen. Einsam lag sie in der ersten Nacht, von Sehnsucht verzehrt, einsam auch in der zweiten Nacht, in bangenden Sorgen. Sie konnte nicht schlafen, wenn sie allein war. Wir waren ja unzertrennlich in unserem

innigen Lieben. Wir hatten ja nichts als unser trauliches Zusammenleben. Ruhelos lag sie in der Mondnacht, und die alten Wahngedanken wurden wieder mächtiger. Ein Mondstrahl fiel auf das Bild über der Tür, auf den roten Riesen, auf die schwarzen, teuflischen Augen. Stundenlang haftete ihr banger Blick darauf in der schweigenden Nacht, und immer stärker wurde ihre Unruhe und Angst. Allein mit dem roten Schreckbilde, — sie konnte es nicht mehr ertragen. Sie wollte Kühlung und Klärung in der Flut des Sees suchen und vergaß mein Verbot und ihr Versprechen.

Sie weckte die schlafenden Kinder.

In ihren leichten weißen Kleidern gingen sie hinab zum See; bald schwammen sie in dem erfrischenden Wasser.

In ihrer Unruhe und Unsicherheit schwamm Ellida wohl zu weit hinaus, oder eines der Mädchen wurde müde und fing an zu weinen, — so aus dem Kinderschlaf gerissen — — das Furchtbare geschah — — Keiner weiß wie — — — — Mein Glück versank im Strudel des Sees, und niemand hat es wiedergesehen.

Was die tiefen Gründe des Waldsees halten, das geben sie nicht wieder heraus. Für immer ruht die Wasserfrau mit ihren Kindern im See. —

Am Morgen kam ich heim.

Das Haus war leer.

Ich lief zum See. Ruhig glänzend lag er da.

Am Ufer fand ich die weißen Kleider — — —

Warum ich damals noch nicht wahnsinnig geworden bin, — ich weiß es nicht. — — — — —“

Mein Herzschlag stockte bei Friedrichs kurzer, furchtbarer Erzählung. Was sollte ich sagen, als er geendet hatte? Entweihung wäre jedes Wort gewesen. Ich drückte ihm nur still und treu die Hand.

-----

\*                      \*                      \*

Hier endeten die Aufzeichnungen des Professors; durch die Berufung an eine deutsche Hochschule wurde er zu plötzlicher Abreise gezwungen.

Friedrich Ehrentraut war wieder allein, des wohlthätigen Einflusses seines Freundes entbehrend, dem es vielleicht gelungen wäre, ihn aus den Tiefen des Schmerzes auf sichere und freie Höhe zu heben.

Und so kam es denn, was der Professor ahnend befürchtet hatte.

Mehr als je überließ sich der Unglückliche seinen phantastischen Erinnerungen und seinem düsteren Schmerze. Kunst und Bücher lockten ihn nicht mehr, nur seine eigenen Dichtungen, seine gramvollen Lieder sang er und trug sie immer bei sich. Im Walde und im Park sah er nur die Stellen, an denen sein verlorenes Glück geweilt hatte. Den Waldsee mied er ganz. Im Herbst verhängte er alle Fenster im Hause mit roten Tüchern und Vorhängen. Er wollte nichts von draußen mehr sehen, und Ellida hatte doch gesagt, mit Rot geschmückt werden solle das ganze Haus.

Mit keinem Menschen sprach er, keinen Menschen sah er außer dem alten Diener.

Tagelang saß der Mann vor Ellidas Bild in tiefster Schwermut; tagelang weilte er in dem Schlafzimmer. Schon zu Ellidas Lebzeiten hatten hier rote Vorhänge an den Fenstern gehangen. Nach ihrem Tode waren sie nie geöffnet worden; weithin leuchteten ja die roten Augen des Hauses.

In stumpfem Schmerz, der oft keine Gedanken mehr hatte, barg Friedrich sein Haupt in den Kissen, wo er so oft selig mit seinem Weibe geruht hatte, und an die Lippen drückte er die weißen Kleider Ellidas und der lieblichen Kinder, die Kleider, die sie getragen hatten in der Todesnacht.

Mit seiner Seele, seinem Verstande verfiel auch der Leib.

Im Spätherbst, in einer silberhellen Mondnacht, versank Friedrich Ehrentraut im Strudel des Waldsees.

Er wollte seine Wasserfrau suchen. —

Die graue Mappe mit den roten Bändern fand sein Freund, als er auf die Kunde von Friedrichs Verschwinden das weiße Haus aufsuchte.

Aber Ehrentrauts Gesänge und Dichtungen fand er nicht.

Sie sind mit dem Dichter im Waldsee versunken.



Lissa i. P.  
Gegr. 1826

Oskar Eulitz Verlag  
(vorm. Friedrich Ebbecke) 6. m. b. H.

Lissa i. P.  
Gegr. 1826

Abonnieren Sie auf

## „Aus dem Posener Lande“

Blätter für Heimatkunde.

Jährlich 24 reichillustrierte Nummern.

Preis Vierteljährlich nur 1,50 M.

Die Königliche Regierung zu Posen schreibt: „Im Verlage von Oskar Eulitz, Lissa i. P., erscheint jetzt im zweiten Jahrgange „Aus dem Posener Lande, Blätter für Heimatkunde“. Wir machen auf die Zeitschrift mit dem Bemerkten aufmerksam, daß ihre Beschaffung für die Schulbibliotheken wünschenswert ist.“

Die Königliche Regierung zu Bromberg schreibt: „Für Übersendung „Aus dem Posener Lande“ sprechen wir Ihnen unsern Dank aus. In voller Würdigung der Bedeutung, die eine gut geleitete Zeitschrift für Heimatkunde für unsere Provinz hat, haben wir die Kreischulinspektoren und Lehrer unseres Bezirks auf sie empfehlend aufmerksam gemacht.“

Der Präsident der Königlichen Ansiedlungs-Kommission für Westpreußen und Posen schreibt: „Die mir f. Zt. übersandten Blätter „Aus dem Posener Lande“ habe ich mit größtem Interesse gelesen. Wie Sie aus den amtlichen Anzeigen ersehen, habe ich auch die Ansiedler auf diese Zeitschrift aufmerksam gemacht.“

Die „Ostmark“ schreibt: „Auf die von diesem Seminar ausgegangenen Anregungen ist es wohl zurückzuführen, daß der um die Förderung des Deutschthums in den Ostmarken sehr verdiente Verlag von Oskar Eulitz, in Lissa i. P. seit vorigem Jahre eine Illustrierte Monatschrift unter dem Titel „Aus dem Posener Lande“ herausgibt, die bereits eine stattliche Fülle belehrenden und anregenden Stoffes gebracht hat.“

Die „Deutsche Erde“ schreibt: Vor allem aber gibt es jetzt eine landeskundliche Zeitschrift, die im übrigen Deutschland noch fast unbekannt sein dürfte: es ist die Zeitschrift „Aus dem Posener Lande“, Blätter für Heimatkunde. Sie wird vom Verleger Oskar Eulitz in Lissa herausgegeben, geleitet von Oberlehrer Beer, unter Mitwirkung von Dr. Kremmer und enthält manchen hübschen Beitrag zur Landes- und Volkskunde, z. B. Skizzen aus dem Nehetal, ein Städtebild von Lissa u. a., dazu namentlich Sagen, Schulgeographisches und Bilder aus dem Volksleben. Das äußerst dankenswerte Unternehmen verdient eifrige Förderung.

Lissa i. P.  
Gegr. 1826

Oskar Eulitz Verlag  
(vorm. Friedrich Ebbecke) 6. m. b. H.

Lissa i. P.  
Gegr. 1826

Das Posener Tageblatt schreibt: „Seit etwas über einem Jahre trägt allmonatlich eine Zeitschrift „Aus dem Posener Lande“, die in dem um die Heimatkunde unserer Provinz überaus verdienten Lissaer Verlage von Oskar Eulitz herauskommt, Ergebnisse heimatkundlicher Arbeit und Anregung in immer weitere Kreise. Die Monatschrift hat sich in kurzem eine Stellung von selbständiger Bedeutung verschafft und weiß den fruchtbaren Gedankensamen, aus dem heraus sie geboren, immer mehr Freunden lieb und wert zu machen.“

Die „Alldeutschen Blätter“ schreiben: „Ein Durchblättern der Hefte „Aus dem Posener Lande“ belehrt uns schon darüber, wie viel Anregung und Belehrung jeder Deutsche, der sich ernsthaft mit unserm Ostmarkenproblem befaßt, hier gewinnen kann. Denn es ist klar, daß unsere Ostmarkenfrage erst dann Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden sein wird, wenn die Bedeutung des dort geführten Kampfes nicht nur verstandesmäßig erfaßt wird, sondern der Boden, um den dort gerungen wird, uns allen lieb geworden ist. So greift die Bedeutung dieser Zeitschrift, die gewiß noch weiter ausgebaut werden kann, über den engen Kreis der Posener Deutschen hinaus, für den sie in erster Linie bestimmt ist, und es wäre sehr zu wünschen, wenn sie auch in unsern alldeutschen Kreisen weite Verbreitung fände, was ja der billige Bezugspreis sehr erleichtert.“

Eine große Anzahl empfehlende und begeisterte Zuschriften von Gelehrten, Schulmännern, Beamten und Bürgern aus allen Kreisen der Ostmark können Raum mangels wegen hier nicht abgedruckt werden.

Sch suche Freunde und Abonnenten

für

## „Aus dem Posener Lande“

Verlangen Sie Probennummern. Ich liefere umsonst und portofrei. Abonnieren Sie bei der nächsten Postanstalt oder Buchhandlung und unterstützen Sie damit mühsamen Gewerbesleiß in der Ostmark.

Lissa i. P.  
Gegr. 1826

Oskar Eulitz Verlag  
(vorm. Friedrich Ebbecke) 6. m. b. H.

Lissa i. P.

Gegr. 1826

Oskar Eulitz Verlag

(vorm. Friedrich Ebbecke) G. m. b. H.

Lissa i. P.

Gegr. 1826

## Am Alten Markt zu Posen

Roman von **Max Berg**

12 Bogen stark — Preis brosch. M. 2, eleg. geb. M. 3

Der Roman spielt in jüngster Vergangenheit in Stadt und Provinz Posen. Der humordurchwürzte, spannende Inhalt, sowohl als auch der Umschlag ins Einband, die den „Alten Markt“ in hochkünstlerischer Wiedergabe zeigen, bieten jedem Posener Kinde ein Stück Heimat dar. Das Buch dürfte besonders auch fern der Heimat weisenden Posenern große Freude bereiten. Aber auch der in der Provinz Fremde sollte nicht veräumen, den Roman zu lesen, bietet er ihm doch neben angenehmer Zerstreuung mannigfache Belehrung, um die Verhältnisse in Stadt und Provinz Posen verstehen und würdigen zu lernen.

Die Lektüre des Romans sollte sich keiner entgehen lassen.

## Unvereinbar

Erzählung aus den deutschen Ostmarken

von **H. v. Boncet**

Preis M. 1,20

In einer prächtig geschriebenen Erzählung behandelt der Verfasser die Gegenläge der Ostmark. Mit einfachen Worten ist uns hier ein hochpoetisches Bild gegeben, das in ergreifender Tragik ausklingt. Lebenswahre und humorvolle Szenen machen das Werk zu einer angenehmen Lektüre. Mit feiner Beobachtungsgabe zeichnet der Verfasser die Vorgänge in der Natur. Wir können die kleine Erzählung sehr empfehlen.

## Junker Kleist

Vaterländisches Drama in 5 Akten

von **Hans Salk**

Preis M. 2

Das Stück dürfte sich vortrefflich zu Festaufführungen eignen.

Die Handlung ist recht spannend, die Sprache zum Teil schwungvoll. In eine traurige Zeit unserer Provinz Pommern werden wir eingeführt, diejenige Zeit des siebenjährigen Krieges, da Pommern infolge verlorener Schlachten eine willkommene Beute Schwedens und Rußlands schien. Die Vaterlandsliebe seiner Bewohner, namentlich seiner Bauern und des Adels retten es vor diesem Schicksal. Der pommerische Adel findet in der Familie Kleist eine würdige Vertretung. Hinter dem Theaterstück schwebt die Gestalt des großen Königs. Der Hohn eines Kleist zwischen seiner Königstreue und seiner Liebe zu einer Polin bildet einen wichtigen Teil der Handlung. Junker Kleist löst ihn, wie es einem Kleist geziemt.

Comentus-Druckerei, G. m. b. H., Lissa i. P.

Biblioteka Główna UMK



300050960950

*Handwritten text, possibly a library call number or title, in a cursive script.*

Biblioteka Główna UMK



300050960950